

Mythologie, Glauben und Cultus der Griechen und Römer,

vom Standpunkte des Christenthums aus betrachtet.*)

Es giebt bei den Griechen und Römern bekanntlich nicht einen Begriff von dem Reichthum und der Fülle, wie wir ihn in dem Worte Religion, dem zwar den Römern entlehnten, aber völlig unser gewordenen, besitzen, wenn auch noch niemals Jemand gewagt hat, ihnen Religion völlig abzuspochen. Es war bei ihnen ein Etwas vorhanden, das wir in der Ueberschrift, in drei Begriffe zerlegt, angedeutet haben, ein Etwas, das, seinem edelsten Kern nach ein Bruchstück wahrer Religion, sich natürlich von verschiedenen Standpunkten aus betrachten läßt. Mag es bei der vorliegenden Veranlassung unsere Aufgabe sein, diese Betrachtung vom christlichen Standpunkte aus zu führen, und zwar nicht von der Seite der Differenz zwischen der christlichen Religion und ihrem heidnischen Gegenbilde, sondern von der Seite ihrer Aehnlichkeit und Verwandtschaft. Werden nun zu solchem Geschäfte die Mittel geliefert durch die Philologie, namentlich in ihren Zweigen, der Mythologie, der Archäologie und den Sacralalterthümern, ganz besonders aber durch die vergleichende Sprachenkunde, so ist doch in diesen Wissenschaften als solchen der christliche Standpunkt nicht gegeben. Wie jeder großen Thätigkeit ist derselbe auch unsrer Betrachtung durch das Wort Gottes vorgezeichnet. Nur aus der Bibel entlehnen wir einen wahrhaft objectiven Maßstab zur Beurtheilung andrer Religionen, ohne den wir uns mit unsern subjectiven Einfällen im Kreise drehen müssen. Wird bei der Ergründung und Feststellung der geistigen Eigenthümlichkeit eines Individuums oft unsre ganze Psychologie zu Schanden, so haben sich noch viel mehr bei der großen Psychologie ganzer Völker, wie sie in der Feststellung ihrer religiösen Begriffe versucht ist, ohne solchen festen Anhalt ganze Systeme großer Gelehrten als Kartenhäuser erwiesen. Andererseits gilt uns nichts jene falsche, in vermeintlicher Voraussetzungslosigkeit bestehende Objectivität. Wie bei großen musikalischen Aufführungen, wer nicht selbst eine Stimme mitsingt, einen schwierigen Chor von der Gewalt und Erhabenheit jener Bach'schen Chöre aus der Passionsmusik nimmer auffaßt, er sei denn selbst ein schöpferischer musikalischer Genius: so kann, wer nicht selbst einem religiösen Systeme angehört, über keines derselben urtheilen, Niemand über Religion schreiben, der nicht selbst zu einer sich bekennt.

Um hier die wichtigen Stellen der Bibel zu übergehen, an denen von der natürlichen Offenbarung Gottes durch das Gewissen und die Werke der Schöpfung die Rede ist, so gehört namentlich Apostelgesch. Kap. 17 hierher. Dort heißt es in der von Paulus zu Athen gehaltenen Rede: „Ihr Männer von Athen, ich sehe, daß ihr allerdinge gar gottesfürchtig seid.“ [*θεοειδωμοειστέροις ὑμᾶς θεωρῶ*, also eigentlich götterfürchtig, nicht (mit Luther) abergläubig zu übersetzen; in dem *θεοειδωμοειστέροις* liegt die Anerkennung eines, auch in Pauli Augen, dem Keime nach wahren religiösen Dranges.] „Da ich herdurchging und betrachtete eure Gottesdienste, fand ich auch einen Altar, darauf war geschrieben: Einem unbekanntem Gott. Nun verkündige ich euch denselben, den ihr unwissend verehrt.“ — Was sagt hier Pau-

*) Der nachfolgende Aufsatz, seinem Ursprunge nach ein Vortrag, vor einem Jahre zum Besten des Gustav-Abolf-Bereins in zwei Abtheilungen gehalten, verdankt seine Veröffentlichung geschehenen Aufforderungen und hat natürlich nicht den Zweck, Gelehrte zu belehren, sondern solche, die, mit den neueren Resultaten der mythologisch-antiquarischen Forschung unbekannt, ihre mythologischen Anschauungen vorzugsweise auf homerische und ovidische Reminiscenzen oder etwa auf Benjamin Heberich's harmlose Sammlung gründen, besonders aber die, für deren Hände das Schulprogramm zunächst bestimmt ist. Die letztere Rücksicht weist dieser Arbeit ihre Stelle, ihre Berechtigung und ihren Charakter an. Es kann hier selbstverständlich auch nicht in einem Punkte von Erschöpfung des Stoffes die Rede sein; die nachfolgende Betrachtung will überall bloß andeuten. — Was die benutzten Hilfsmittel anbetrifft, so will ich bloß die Namen Welcker, Gerhard, Nägelsbach, Preller, K. F. Hermann dankbar erwähnen. Sach- und fachkundige Männer werden die Art und den Grad der von mir beanspruchten Selbstständigkeit schon erkennen.

Ins? Sein Gott, der Dreieinige, geoffenbart in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, der sei es, dem sie ohne ihr Wissen, aber in lobenswerther Göttersucht unter dem Namen eines Unbekannten ihre Ehrfurcht bezeugten. Ein wichtiges Zugeständniß. Er räumt den Griechen ein, daß sie mitarbeiten an der Aufgabe, die allen Menschen geworden, wie er sie Vers 27 ausdrückt, „daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn doch fühlen [*ψηλαφῆσαι* d. i. berühren, durch Betasten herausfühlen, ergreifen] und finden möchten.“ Also gesucht haben die Griechen — ein von Gott gewolltes Geschäft, dessen Werth nicht zu messen ist nach seinem Erfolge, dem Finden, wohl aber nach dem Eifer, mit dem gesucht worden ist. Gott „hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlecht auf dem ganzen Erdboden wohnet.“ Nachdem der Herr selbst in Babel diese Völkereinheit aufgehoben und die einzelnen Völker ihre eignen Wege hatte gehen lassen, auf daß die allgem. eine Aufgabe des Menschengeschlechts würde eine nationale Aufgabe, da haben sie sich aufgemacht, Gott den Herrn zu suchen und zu ergreifen, die Heiden, nachdem sie unter teuflischem Einflusse bald zum Abfalle von Jehovah gekommen waren, ganz mit eignen Kräften, auf eignen Füßen stehend, nur noch zehrend von dem Reste der Uroffenbarung, den sie aus der gemeinsamen Heimath mitgenommen hatten, die Juden unter der steten erziehenden Einwirkung Gottes. Aber wohin gelangten Beide in ihrer Entwicklung? Als die Zeit erfüllt ward, da endete dies Streben beiderseits mit einem völligen „Bankrott“, da waren sie allzumal unter dem göttlichen Zorne, beides Juden und Griechen, wie solches Paulus in den ersten Kapiteln des Römerbriefes näher ausführt, wo er dreimal und nicht ohne Bedeutung dies „Juden und Griechen“ nachdrücklichst ausspricht — ein Wink für uns, daß wir die Heiden nicht allzu tief unter die Juden, denen ein so reiches Maß von Gotteserkenntniß zu Theil geworden, herabssetzen sollen.

Achtete denn Paulus noch damals, wo das Heidenthum bereits in langem Todeskampfe hinsiechte, jenen Rest des Gottesbewußtseins, des, wie wir glauben, in der einen Urheimath der Völker, dem Paradiese, von Gott dem Herrn selbst erhaltenen und von daher vererbten Urlichtes, so ist es unsre Aufgabe, in den heiligen Sagen der Alten, ihren Gottesdiensten u. d. d. diesem Gottesbewußtsein liebevoll nachzugehen. Mag dasselbe vielfach verkümmert und verdunkelt sein, ja manchmal in sein Gegentheil verkehrt erscheinen, so reicht doch unsre Kenntniß ihrer religiösen Zustände hin, um einen Zusammenhang zwischen dieser „Caricatur“ wahrer Religion und jener Uroffenbarung zu ahnen. Ihn zu begreifen und nachzuweisen, halten wir für das unbewußte Ziel der philologisch-historischen Wissenschaft, von dem dieselbe freilich noch weit genug entfernt ist. Daß sie sich aber auf dem Wege zu demselben befindet, wird uns mehr als wahrscheinlich, wenn wir auf die riesigen Fortschritte sehen, welche die betreffenden Forschungen nur in diesem Jahrhundert gemacht haben. Scheint doch für unsern Gegenstand, der Name Mythologie d. i. Sagenkunde allmählich für zu harmlos zu gelten und einem viel passenderen, „Religion der Griechen“ oder „Griechische Götterlehre“ (wie der Nestor in dieser Wissenschaft, Welcker, sein Werk nennt) zu weichen, haben wir doch bereits eine „Theologie des griechischen Volkslebens.“ Und wächst nicht die Wahrscheinlichkeit einer ursprünglichen Zusammengehörigkeit aller Völker und einer Allen gemeinsamen Uroffenbarung, wenn wir hören, wie die Physiologie die Zahl der Racen mehr und mehr vereinfacht, wie die vergleichende Sprachkunde, der Zauberschlüssel für das Geistesleben der Völker, auf überraschende Weise zeigt, wie manche Worte, Sagen, Anschauungen, die uns bei weit, weit aus einanderliegenden Völkern begegnen, in ihrer Wurzel dieselben sind? Häufig genug freilich wollen die Naturforschung und die vergleichende Sprachkunde nichts von der Einheit der Abstammung des Menschengeschlechts wissen und behaupten die Unmöglichkeit derselben als Thatfache. Lassen wir uns indeß durch solche scheinbaren temporären Abschlüsse der Wissenschaft nicht irre machen. Die Einzelwissenschaften gleichen den tiefen Schächten, die von verschiedenen Seiten in ein Urgebirge hineinführen; in der Mitte liegt der versunkene große Schatz, das Paradies der Gottesgemeinschaft und Gottähnlichkeit des Menschen; alle jene dunkeln Gänge müssen doch einstens in jene lichte Mitte münden; mögen wir nur nicht gleich verstümmelt werden, wenn der Bergmann bei der Mühsamkeit seiner Arbeit, da nur schritt-, nur zollweise der harte Fels dem Hammerschlage weicht, mitunter seine gerade Richtung verliert oder auf Abwege geräth; nehmen wir vielmehr dankbar den Segen seiner Arbeit an, und sollte es uns vergönnt sein, durch einen in der Fülle der Zeiten mittels innerer Revolution hervorgetriebenen Felsenspalt von ferne hineinzublicken und den Ort des versunkenen Paradieses bestimmen zu können, so wollen wir hoffen, daß sich die Einzelwissenschaften auch allmählich zu unserm Ziele bekennen.

Angenommen nun, daß die Religionen der Heiden nur Verdrehungen einer ihnen zum Grunde liegenden Wahrheit, nur ein fortgesetzter Abfall von Jehovah sind, so werden wir nicht jener Ansicht von den Göttern der Alten beistimmen, welche, besonders bei den Kirchenvätern, damals verbreitet war, als Christenthum und Heidenthum um die Weltherrschaft rangen, daß nämlich jene Götter, Jupiter, Juno, Minerva,

Apollo u. wirklich existirende Wesen, nur Dämonen, böse Geister, Teufel gewesen, die von dem ganzen griechisch-römischen Heidenthum dermaßen Besitz genommen, daß ihnen aller Cultus geweiht worden. Diese Dämonen oder unreinen Geister haben, sagt der heilige Augustinus, die menschliche Seele so sehr besleckt und verunreinigt, daß man ihnen göttliche Verehrung sollte; nicht die Römer haben sich ihre Götter ausgedacht, sondern die Teufel haben ihnen durch Träume und allerlei Verführungskünste auf das drohendste zugelegt, sie zu verehren, und jene so lange gepeinigt, bis man ihrem Befehle folgte. So habe Eriz, welche nach der Sage durch einen goldenen Apfel den Zank der Göttinnen Juno, Minerva und Venus und dadurch den trojanischen Krieg erregte, wirklich existirt, sei aber ein Dämon gewesen, eben so Zeus und die andern Götter. Diese unreinen Geister hätten den griechischen Dichtern allerlei abscheuliche und eines Gottes unwürdige Dichtungen und Sagen eingegeben und sich daran gefreut, wie die Menschen solche Lügen glaubten; sie hätten die Völker zu allerlei unsittlichen Gottesdiensten veranlaßt; es seien dieselben, die namentlich zur Zeit des irdischen Lebens Christi so viele Leute in Besitz genommen und sie es hätten aussprechen lassen, daß Jesus der Messias sei, wie sie denn kraft einer gewissen Weissagungsgabe auch den von ihnen Besessenen die Gabe der Weissagung in ziemlich hohem Grade durch Träume, Orakel und dergleichen mitgetheilt; sie besäßen ferner eine gewisse Wunderkraft, durch welche sie die Menschen nur noch mehr verführten. Es sei z. B. ihr, der Dämonen, Werk gewesen, daß die Penaten des Aeneas von dem zum Bau einer Stadt ausgewählten Orte selbst in einen Hain gewandert seien; daß Tarquinius Priscus einen Schleifstein mit der Scheere durchschnitten; daß, als die Römer den Aesculapius von Epidaurus nach Rom hätten hinübernehmen wollen, die ihm geweihte Schlange erschienen sei, zu den Füßen des Bildes sich erhoben und den römischen Gesandten durch die Stadt in den Hafen auf das Schiff gefolgt sei, wo sie auf dem Hinterdeck in dem Zelte des Führers der Gesandtschaft sich aufgeringelt habe und ruhig liegen geblieben; daß bei der Einholung der Göttin Cybele das Schiff auf der Tiber plötzlich still gestanden, durch keine Anstrengung von Menschen oder Thieren weiter zu bewegen gewesen, endlich aber durch ein einziges Weib, das seinen Gürtel daran befestigte, nach Rom gezogen sei; daß eine vestalische Jungfrau, die eines Vergehens wegen in Untersuchung gewesen, zum Beweise ihrer Unschuld Wasser in einem Siebe getragen. —

Augustinus beruft sich für diese seine Ansicht auf einige Stellen der Schrift, Ps. 96, 4. 5; 1. Cor. 10, 19 und viele andere. Es würde hier zu weit führen, wollten wir dieselben ausführlich behandeln und nachweisen, daß des Kirchenvaters Auffassung von den Göttern der Alten vor unbefangener Schriftforschung nicht bestehen kann. Unsere Meinung jedoch über 1. Cor. 10, 19. 20. —: „Was soll ich denn nun sagen? soll ich sagen, daß ein Götz etwas sei? oder daß ein Götzopfer etwas sei? Aber ich sage, daß die Heiden, was sie eifern, das eifern sie Teufeln und nicht Gott“ — ist kurz diese. So wie jene Dämonen, die Fürsten und Gewaltigen, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen (Eph. 2, 2; 6, 12), in jedes Menschen Herzen, besonders bei seinen reinsten, frömmsten und heiligsten Handlungen (wie beim Beten, bei der Feier des Sacraments) einen Anlaß suchen, ihm eine Schlinge legen, um ihn von Gott, dem er dienen will, abzulenken und zur Sünde hinzuführen: so haben sie die Alten, wenn dieselben darauf ausgingen, mit Reinheit des Sinns der Gottheit zu dienen, wenn sie den unbekanntem Herrn suchten, ob sie ihn doch finden und ergreifen möchten, besonders bei feierlichen Opferhandlungen, irre geführt, daß sie ihnen in die Hände fielen, wider ihren Willen Teufeln dienten, nachdem einmal durch die Vorräter der Abfall von Jehovah nicht ohne eignes Verschulden überkommen und weiter vererbt war.*) — Für das, was wir als den Kern in den Religionen der Alten betrachten, glauben wir, wenn nicht eine Art von Gleichberechtigung mit dem Judenthum, doch eine bruchstückartige Richtigkeit in Anspruch nehmen zu können. So wie im Alten Bunde das Gesetz die Juden auf den Neuen Bund vorbereitete, die Erlösungsbedürftigkeit weckte, in Tausenden von kleinen Bestimmungen über gottesdienstliche Gebräuche, Opfer, Altäre, Fasten, Gewohnheiten des täglichen Lebens u. s. f. mit einer tief sinnigen Symbolik hinwies auf die Heilsgüter, deren wir im Neuen Bunde in ihrem vollen Wesen, nicht mehr im Bilde theilhaftig geworden: so findet sich im antiken Heidenthum Vieles, was uns beweist, daß die Völker durch eine dunkle, ihnen selber unbewusste Ahnung hingetrieben wurden zu dem Lichte, das alle Welt erleuchten sollte. Wem freilich das Gesetz nicht selbst der Zuchtmeister auf Christus geworden ist, der wird die von uns behaupteten Beziehungen nimmer zugeben und sie ins Gebiet geistreicher Willkürlichkeit verweisen; wir jedoch können ihm eines zugeben, daß es zu allen Zeiten, auch im Alterthume, besonders dem späteren, zwei Parteien gegeben hat, deren eine hinter dem Cultus und der heiligen Sage etwas Göttliches ahnte, die andere aber die

*) Gegen Augustinus Auffassung spricht auch 1. Cor. 8, 4—6: So wissen wir nun, daß ein Götz nichts in der Welt sei und daß kein anderer Gott sei ohne der Einige . . . und Gal. 4, 8; das hebräische Wort endlich für „Götter“ Ps. 96, 4. 5 bedeutet eigentlich Nichte, Nichtigkeiten, also nicht Existirende.

heilige Geschichte nebst den gottesdienstlichen Handlungen an Altären und in Tempeln zu den Possen zählte, gut genug, kleine und große Kinder zu interessieren. Die letztere Partei hat in einem frechen, aber berechneten Betrüger, dem Nationalisten Euhemeros, schon vor mehr als 2000 Jahren ihren Wortführer gefunden.

Wir denken im Allgemeinen viel zu leicht von den griechisch-römischen Göttern. Denn Namen, wie Jupiter, Bacchus, keusche Minerva oder Diana, Schoß der Götter, Musen oder Camönen, Grazien, Horen u. s. w., sind so sehr in die Sprache der modernen Dichter und Novellisten, so sehr in die Gespräche unsrer Salons übergegangen, dienen so sehr zum bloßen Schmuck der Rede, daß wir zu leicht ein anmuthiges Spiel der Phantasie, liebliche, übrigens aber bedeutungslose Worte darin finden, nicht aber die Gedanken darin erblicken, die den Alten die höchste Erhebung ausdrückten, deren das Menschenherz fähig ist, das Verhältniß und den Verkehr mit der Gottheit. Vergegenwärtigen wir uns den Eindruck, welchen die griechisch-römische Götterwelt schon in unsrer Jugendzeit auf uns machte. Denn in der That, eine Götterwelt, einen Polytheismus führen jene Sagen uns vor die Augen, ein buntes Durcheinander männlicher und weiblicher Gottheiten, ihrer Kraftäuserungen in der Natur, wie im Menschenleben, ihrer Intriguen und Ränke, ihrer Leiden und Freuden, ihrer persönlichen Parteinahme an blutigen Kriegen, ihrer Freundschaften, ihrer Mahlzeiten, ihres unauslöschlichen Gelächers. Hoch oben auf den Gipfeln des quellenreichen Ida und des Olymp thront der Wolkenjammer Zeus, der Vater der Götter und Menschen, der dem seine Kinder verschlingenden Vater Kronos-Saturn nur dadurch entraunt, daß diesem statt seiner ein Stein gereicht worden war, der höchste und größte, mild und gnädig, aber auch furchtbar, wenn er durch das Zusammenschießen seiner Brauen den Olymp und die ganze Erde erschüttert, der Verwalter des Kampfes, der die Schicksalswaage in der Hand hält, dem Einen unssterblichen Ruhm, dem Andern Tod und Verderben giebt. Er thut seinen Willen kund durch Donner und Blitz, durch Träume, die er dem Menschen schickt, durch seine Botin Iris, er redet zu ihnen aus der heiligen Eide, aus dem Munde der Seher. Unendlich ist das Heer seiner Geliebten, die er zwar meistens sorgfältig vor seiner Gattin Here (Juno) verbirgt; gelingt es ihm aber nicht, so macht er sich auch nichts daraus, sondern weiß sie, seiner Uebermacht gewiß, durch Drohungen zur Ruhe zu bringen. Wie Juno dagegen für ihre Lieblinge intriguiert, die Hefre unter den Göttinnen, vor der sich die andern fürchten, die sich in ihrer Eifersucht auf Semele, auf Io u. selbst gegen den Herrscher der Götter manches herausnehmen darf, ist durch Homer und Andere in hunderten lieblicher Sagen geschilbert worden. — Das Lieblingskind des Zeus ist Pallas Athene, die, wie sie nicht aus gewöhnlicher Ehe hervorgegangen, sondern unmittelbar aus dem Haupte des Vaters entsprungen, selbst stets Jungfrau bleibt, Beschützerin von Kunst und Wissenschaft und allem Werk des Friedens, nicht minder aber eine behelmte, gewappnete Kämpferin, mit der Aegide gerüstet in der Schlacht. Sie, bei Homer eine stete Freundin der Griechen, weil sie mit Juno im Streit über den goldenen Apfel von der Venus besiegt worden war, besonders des Odysseus Freundin, den sie gegen die feindliche Gewalt anderer Götter gnädiglich schützt und nach langer Zerstörung glücklich heimbringt, ist in einem andern Sagenkreise die Helferin des von Jurien verfolgten Orestes, dessen Freisprechung vor dem Gerichtshofe des Areopag zu Athen sie durchsetzt, einer Stadt, als deren gnädige Schützerin und starke Vorkämpferin sie hinfort erscheint. — Apoll ist jener schöne Jüngling, der mit seiner Schwester, der reinen, heiligen Artemis-Diana, der Kunst des Bogenschießens vorsteht, aus der Höhe her seine Opfer mit dem Pfeile erlegt, der Gott, dem ganz besonders Weissagung und begeisterte Rede der Sänger und Dichter verdankt wurde, dessen besonderem Schutze Musiker und Aerzte vertrauten. — Der schlaue, verschmitzte Hermes oder Merkur, welcher, Flügelstübe an den Füßen und den goldenen Stab in der Hand, seines Vaters Zeus Willen als zuverlässiger Bote den Sterblichen verkündet, welcher die Seelen der Gestorbenen in den Hades geleitet, welcher die Nacht und den Tag heraufführt und Abends den goldenen Schlaf in die Augen der Menschen streut; Aphrodite oder Venus, welche Liebesknoten schürzt bei Göttern und Menschen, im Besitz eines Zaubergürtels, dessen bezwingender Gewalt selbst Zeus nicht widersteht, besonders aber ehelich verbunden dem Vulcanus, jenem lahmen Götterschmiede und gutmüthigen Polterer, der ihr schon mandie Freiheit gewährt, weil er eifrig über den kunstreichen Gebilden brütet, die aus seiner wunderbaren Werkstatt hervorgehen; Poseidon oder Neptun, der als Herrscher des Meeres sein weites Reich mit dem Dreizack durchfährt und mit seinen Armen das Land umschlossen hält und erschüttert, aber auch in das Menschenleben eingreift durch Unterstützung der Griechen vor Troja, durch unablässige Bedrängung des Odysseus, welcher seinen Sohn, den einäugigen Polyphem, geblendet hat; Pluton, der Gott des Reiches der Todten, welcher der Ceres ihre Tochter raubt und mit ihr hinabfährt in die Tiefen der Erde, wo er den Seelen der Gestorbenen gebietet, er, der sich nur einmal durch den Sänger Orpheus, erweichen ließ, seine Beute zurückzugeben; Bacchus, der epheuumkränzte Gott des Weins — alle diese Gestalten treten aus der Sage, wie auf einem bunten Tableau, vor unser Auge.

Aber wie geht es uns mit den Sagen? Eben so wie mit tausend andern Märchen, die uns in der Kinderzeit erfreuten, die aber vor dem reiferen Verstande nicht mehr bestehen wollten. Was sollen wir davon denken? können wir vermuthen, daß man mit wahrhaft religiöser Andacht diese Götter der Sage verehrt habe, welche mit allen menschlichen Leidenschaften, selbst unedeln und niedrigen, in so hohem Maße behaftet erscheinen? Welcher religiöse Kern steckt noch in dieser Göttersage? Scheinbar gar keiner, weil die dichterische Phantasie an ihr mehr Antheil hat als der Verstand und das religiöse Gefühl. Und doch steckt dahinter Religion, wenn wir diese auch nicht aus der Sage, sondern trotz der Sage, zuweilen aber in ihr angedeutet erkennen.

Zuerst wollen wir hier feststellen, daß die Römer diese Götter nicht kannten. Es sind die Götter der Mythologie, der dichterischen Sage. Einer Mythologie aber entbehrte die altrömische Volksreligion fast völlig, weil jenes nüchterne, kriegerische, ehrenwerthe, durch und durch praktische Geschlecht viel zu wenig Phantasie besaß, um sich einen so reichen Götterhimmel zu schaffen. Sie wurden erst damit bekannt, als die nationale Kraft im Abnehmen begriffen war, als mit der rauhen Sitte der Väter die Volksreligion in der allgemeinen Achtung sank, als die Pflugshar und das Schwert allmählich der Lectüre und Schriftstellerei und ehrgeiziger Stellenjägeri Platz machte. Da stülheten mit der griechischen Sitte auch die poetisch ausgestaffirten Götter der Griechen nach Italien, griechische Sagen wurden in reicher Menge auf diejenigen römischen Götter übertragen, die mit den griechischen Göttern Aehnlichkeit zu haben schienen. — Aber auch für die Religion der Griechen ist die eben gegebene Charakteristik nicht maßgebend. Denn es waren Gebilde der Dichter, die zum Schmuck des Cultus wohl hier und da Züge hergeben mochten, die aber weit entfernt waren, dem Volke die alleinigen Träger seiner religiösen Gefühle zu sein. Ausgerüstet mit einer gewaltigen Fruchtbarkeit und Kraft der Phantasie hatten ältere Dichter sich der vorhandenen nationalen Vorstellungen über göttliche Wesen bemächtigt und solche zu menschenartigen, greifbaren, mit festen Zügen ausgestatteten Personen ausgebildet. Wie verführerisch und verderblich sie auf die religiösen Anschauungen ihrer Landsleute eingewirkt haben mögen, — die edelsten Geister haben stets das ohne Zweifel verbreitete Bewußtsein ausgesprochen, daß solche Dichtungen der Götter unwürdig seien. Unter allen diesen ernstern Männern ragt Plato hervor. Sein Zorn gegen solche Dichter kennt keine Grenzen; er weiß sich nicht anders Rath, als daß er sie mit Schimpf und Schande aus dem Staate zu verbannen vorschlägt. Varro, ein echter Römer von altem Schrot und Korn, freilich in einer sittlich tief gesunkenen Zeit, verwirft die dichterischen Götter geradezu, und Cicero klagt zu wiederholten Malen, daß die Dichter, besonders Homer, so viel Menschliches auf die Götter übertragen. O herrliche Vereblerin des Lebens, Poesie, ruft er aus, die dem Amor, dem Urheber von Schändlichkeit und Leichtsinne, in der Götter-Versammlung eine Stelle giebt!

Welches ist nun aber das ursprüngliche Wesen der griechischen und der römischen Religion?

Es ist ein Naturdienst, eine Verehrung Gottes in der Natur; in der Natur vernahmen die Alten, wohl noch deutlicher als wir, die Stimme der Gottheit. Aber nicht aus der Natur stammte ihre Religion, nicht die Naturbetrachtung war die alleinige Mutter der Gottesanbetung, als ob der Mensch aus Furcht vor den großen Naturerscheinungen die großen Naturkörper anzubeten angefangen habe, — eine unhaltbare Annahme, wie sie unter den Spätesten religionslose Männer, ein Epikur, ein Lucrez, gemacht haben, zugleich eine schamlose, schmachvolle Anklage gegen das Menschengeschlecht, als habe es sich eine Religion erfunden, erdacht, erlogen —; sondern der den Griechen, wie allen Völkern, angeerbte (angeborene) Rest des Gottesbewußtseins, die ihnen nach dem Abfalle von Gott dem Herrn verbliebene, im Gewissen vertretene Ahnung eines Göttlichen knüpfte an die Erscheinungen im Naturleben an, die ja vom Menschenwillen völlig unabhängig, der Menschenmacht und Menschenkraft spotten, und gewann in der Uebertragung dieser dunkeln Gottesbegriffe auf die Naturdinge concrete Gestalt — die Naturbetrachtung ist die Mutter der Mythologie. Die Feststellung der Thatsache jenes Abfalls — „sie haben geehrt und gedient dem Geschöpf mehr denn dem Schöpfer“ — ist Sache der biblischen Theologie, die Herleitung und Erklärung der griechisch-römischen Mythologie aus jenem Naturdienst Sache der Philologie und der vergleichenden Sprachkunde. — Nun ist eines festzuhalten. Dieser Naturdienst ist bei den Griechen-Römern nicht eine Vergötterung der großen Naturindividuen selbst, sondern Anbetung der göttlichen Macht, insofern dieselbe, wenn auch verschieden von der Körperwelt, doch gleichsam an ihr haftend und je nach ihren Wirkungsstätten in derselben personifizirt gedacht wird. Der Glaube an dies Walten der Gottheit in der Natur, der sichtbaren wie der Natur des Menschenherzens, bedingt das innere Leben der alten Völker. Dieser Glaube schillerte stets nach zwei Seiten hin: zum Pantheismus und (da das Bedürfnis eines persönlichen Gottes in den Völkern, wie in dem Einzelnen nie ganz überwunden ist) zum Cultus vieler persönlichen Götter.

Um an dieser Stelle zu übergehen, wie in ganz Hellas und Italien kein Hain, kein Baum, kein Fluß, keine Quelle war, worin sich nicht den Alten die belebende und erhaltende Kraft der Gottheit auf eine besondere Weise und durch einen besondern Gott offenbarte, so wollen wir hier zunächst der großen Götter gedenken. Der oberste Gott ist Zeus = Jupiter. Er ist in seinem Ursprunge zwar nicht dasselbe, aber doch zu vergleichen mit unserm Gott Vater. Die volle Vaterschaft Gottes kam natürlich erst da geahnt werden, wo man die Kindschaft ahnt, diese aber besteht nicht ohne Liebe, Liebe ist eine moralische Eigenschaft, und moralische Eigenschaften hat ein Naturgott zunächst nicht. Der Vergleich aber erscheint insofern passender, als wir Gott dem Vater die Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt zuschreiben. Als Welterschöpfer freilich konnte er bei den Alten nicht verehrt werden. Denn von Schöpfung ist erst da die Rede, wo man einen vom Universum getrennten, unendlich über ihm erhabenen, ewig vor ihm vorhandenen Schöpfer verehrt; wie es aber Folge der Sünde ist, daß dem Menschen der Unterschied zwischen Fleisch und Geist verloren geht, so verlor man auch die Kraft, zwischen Schöpfer und Geschöpf zu unterscheiden, und in dieser Vermischung besteht die große Lüge des griechisch-römischen Volksglaubens. Der Gedanke eines Schöpfers ist mit dem natürlichen Verstande nicht zu fassen, er konnte außer im Paradiese nur durch die Bibel „gegeben“ werden, darum hatten ihn die Griechen nicht. Wohl aber galt ihnen ihr oberster Gott als alleiniger Vater alles Lebens in der Natur. Sein Name Zeus, Genetiv *Διός*, heißt im krethischen Dialecte *Deus*, ist nichts anderes als das lateinische *deus*, und eigentlich nur eine andere Form für *Δεός*. Er ist also „Gott“, nicht ein Gott. Weil er nun in drei Reichen, im Himmel, auf Erden und unter der Erde wirkt, so ward er z. B. in Argos verehrt unter dem Beinamen „Dreiaugiger“ und mit drei Augen abgebildet. Die kräftige Giche und fruchtbare Taube bezeichneten ihn als Segensgott. Er ist auch Erzeuger aller Götter, d. h. aus ihm stammen alle in der Natur wirkenden Kräfte. Schon früh aber bekam Zeus in der Vorstellung der Alten ein besonderes Revier innerhalb der Natur, den Himmel; dies liegt ebenfalls in seinem Namen. Aus *deus* (*Διός*) entsteht *divus*, *sub divo* = unter freiem Himmel, daher bei den Römern *Diespiter*, *Diupiter* (*Diu* nord. *Ziu*, zusammenhängend mit *Zeus*), in alten Quellen *Diovis*, erst später *Jupiter* (*pater*), also eigentlich himmlischer Vater, Gott vom Himmel, eine Bezeichnung, die wir bei den Propheten *Jonas* und *Daniel* für unsern Gott finden. Benannt ist also der höchste Gott der Alten und eben so alle *Δεοί*, nach der lichten Himmels-höhe, einem Begriffe, in dem gerade die Vorstellungen des Reinen, Heiter-seligten, Erhaben-mächtigen sich vereinigen. Dasselbe gilt von *Janus*, welcher den römischen Altvordern höchster Gott und Gott schlechthin war. Er heißt eigentlich *Dianus* (wie *Jupiter* eigentl. *Diupiter*). Er wurde gefeiert als *creator bonus*, als Gott der Götter, als ältester von allen Göttern, Gott des Anfangs, aller Dinge, aller Zeiten.

Eigenthümlich für die religiöse Anschauung der Alten ist, daß sie sich überall in Gegensätzen vollzog. Sie nahmen wahr, daß das Leben in der Natur sich gleichsam nach zwei Polen hin entwickelt. Diese schienen ihnen namentlich durch das männliche und das weibliche Princip ausgedrückt. Diese Doppelseite des natürlichen Lebens stellte sich ihnen dar in *Jupiter* und *Juno* (in ihren Stämmen zusammengehörend, wie *Zeus* — *Dios* — und *Dione*, das ist eigentlich *Zeus-in*), in *Janus* (*Dianus*) und *Diana*; alle vier bedeuten dem Wortlaut nach weiter nichts als Gottheit überhaupt, nur daß man nach dem den Menschen angeborenen Triebe, lebendige Personen an dem Göttlichen zu haben, dieselben als männlich und weiblich dachte. Diese Gegensätze durchziehen die ganze Mythologie, aber sie stehen nicht dualistisch sich gegenüber, wie Licht und Finsterniß, Böses und Gutes z. B. bei den Iranern, sondern sich gewissermaßen ergänzend als Paar, oder so, daß ganz dieselbe Eigenthümlichkeit oder Thätigkeit auf Zwei vertheilt ist, z. B. der Krieg auf *Ares* und *Pallas-Athene*, bei den Römern auf *Mars* und *Bellona*, die Pflege der Wissenschaft auf *Apoll* und *Athene* etc. Der allgemeinste Gegensatz in der Natur ist aber der zwischen Himmel und Erde, wie ja im Alten Testament das Universum als in diesen zwei Stücken enthalten gedacht wird. Der Himmel aber ist das Höhere, in seinen Erscheinungen, wie Donner und Blitz, Regen und Sonnenschein, Mächtigere, und weil das Gedeihen der Saaten auf der Erde von den Erscheinungen am Himmel, der Sonne und dem Monde, dem regelmäßigen Wechsel von Tag und Nacht, Winter und Sommer abhängt, so ist er, weil der Einwirkung der Menschen gänzlich entzogen, zugleich das Wunderbarere, das Göttlichere. Ihm steht gegenüber die Erde, welche als *Her*a personifizirt mit ihm ehelich verbunden ist. Mit ihr vollzieht er den *ἑορτὴ γάμου*, das ist heilige Vermählung, unter dem warmen, befruchtenden Frühlingregen — ein Bild, worin sinnreich dargestellt ist, wie durch den Regen vom Himmel, nachdem die Erde den Samen empfangen, die Befruchtung des Bodens und Erzeugung der Früchte des Feldes geschieht. *Zeus* ist es, welcher regnet und donnert. Er ist auch im Allgemeinen der Wettergott, darum wird er als Regengott unter Anderm dargestellt in einem bloßen Kopfe, aus dem an allen Seiten die Regenfluth herausströmt. Ein anderes Mal wird die Erde personifizirt als *Io*, welcher sich *Jupiter*

unter den Schrecknissen der Natur, unter Donner, Regen und Dunkelheit, in der Gestalt eines Stiers naht, d. h. die dunkle Wetterwolke, aus welcher auf die Erde der befruchtende Regen niederströmt und mit ihr Segen und Fruchtbarkeit, scheint wie ein Liebhaber die Erde zu umarmen. Der Stier ist das Symbol der erzeugenden Naturkraft. Die Erde aber ist das Empfangende, also das Weibliche. Ganz dasselbe bedeutet die Sage von der Semele, welche unter Donner und Blitz den Dionysos gebiert, der seinerseits auch nichts Anderes bedeutet, als die aus der Erde hervorgehende, schwellende, üppige Naturkraft. — Mit Ceres, De-meter, d. h. Mutter Erde erzeugt Zeus die Persephone oder Proserpina. Die Mutter ward verehrt als Schützerin des Getreidebaues, die Tochter aber ist Herrscherin der Unterwelt d. h. in der Erde zeigt sich wieder ein Gegensatz, nämlich zwischen dem sichtbar zu Tage Tretenden und dem geheimnißvoll im tiefen Schoße der Erde Gewirkten. Dies Verhältniß faßt der sinnige Mythos als das zwischen Mutter und Tochter. Während die Mutter Ceres dem Landbau vorsteht, ist Persephone diejenige Macht, die von unten her die Keime und Pflanzen aus der Erde hervortreibt. Ihr römischer Name (von proserpere) = die Hervorkriechende, gilt dem Hervorsprossen, der griechische ist vielfach gedeutet, vielleicht ist *Περσέφωνα* die älteste Form, was auch als Hervorsprossenslassende gedeutet wird. Da aber das Samentorn erst in das Dunkel der Erde begraben wird und sterben muß, ehe es wieder den Keim hervortreibt, so ist Persephone-Proserpina zugleich Göttin des Sterbens, der Todten. Was Wunder, daß diese vielen Beziehungen der Erde einen reichen Mythos veranlaßten? Proserpina, die Sprossende, hat natürlich mit Blumen zu thun. Die Sage berichtet: Als diese schöne Jungfrau Blumen suchend lustwandelte, da that sich die Erde auf, hervor kam Pluto, der Herrscher der Tiefe, nahm sie mit sich und machte sie zur Königin der Unterwelt. Die Mutter suchte sie auf der ganzen Erde, erfuhr ihren Aufenthalt und verlangte von Zeus, die Tochter ihr wieder zu verschaffen. Der höchste Herrscher verurtheilt auch den Pluto zur Herausgabe, aber siehe! es findet sich, daß Persephone schon von einem Granatapfel gegessen und dadurch gebannt ist. Da wird bestimmt, daß sie sechs Monate des Jahres auf der Ober-, sechs Monate in der Unterwelt zubringe. — Was will dieser Mythos? Pluto oder Plutos heißt Reichthum, es ist der Reichthum, welcher im Schoße der Erde ruht. Daß dieser Erdreichthum auf das engste geknüpft ist an Wachstum und Früchte, das schaut die kindliche, lebendige Phantasie der Alten wieder unter dem Bilde einer Ehe an. Daß aber das Samentorn etwa ein halbes Jahr in der Tiefe ruht, das erweitert und versinnbildlicht sie durch jenen zwischen Unter- und Oberwelt getheilten Aufenthalt der Göttin. — Bei den Römern wurde die Erde als die andere Hälfte des Wirkungskreises der göttlichen Allmacht verehrt unter dem Namen Magna mater, welche auch Mutter der Götter heißt, Ops d. i. Reichthum, Kybele, Tellus, Libera, Dea Dia, welches letztere auch nichts weiter besagt als Göttin schlechweg (vergl. Dione).

Ganz derselbe Gegensatz liegt in Uranos und Gæa, d. i. wörtlich übersetzt „Himmel und Erde“, und in Kronos (bei den Römern Saturnus) und Rheia. Von Kronos-Saturn heißt es, daß er die Kinder, welche ihm Rheia geboren, verschlungen habe, bis ihm dann statt des Zeus-Jupiter ein Stein gerichtet worden. Was bedeutet das? Kronos heißt Zeit. Wie nun Alles aus der Zeit und in der Zeit entsteht, so wird auch alles Irdische in der Zeit untergehen. Der Name Saturnus bezieht sich auf Besamung. Varro sagt: *penes quem omnium sationum dominatus est*. Hier wird der Samenpender mit der Erde selbst identificirt, welche zwar ihre Frucht aus sich hervorwachsen läßt, aber die Fruchtkörner, d. i. ihre eignen Kinder wieder in sich aufnimmt und verschlingt, der Stein aber scheint nach alten römischen Erklärern die Erdscholle zu bedeuten.

In all diesen Gestalten, Jupiter-Juno, Uranos-Gæa, Saturnus-Rhea, ist also nur der eine große durch das Universum gehende Gegensatz angedeutet, in welchem die Wirkung der göttlichen Naturkraft zur Erscheinung kommt. Weil aber in allen drei Paaren diese Göttlichkeit sich auf zwar verschiedene, jedoch verwandte Weise ausdrückt, so hat der poetische Sinn der Menschen sie wieder unter einander verwandtschaftlich verbunden, d. h. den Kronos zum Sohne des Uranos und zum Vater des Zeus gemacht, gerade wie die Zeit entsteht aus den Erscheinungen des Himmels; wenn aber Zeus heißt Kronion oder Kronides, Sohn der Zeit, so war dies für den ältesten Griechen eine ähnliche Form des Ausdrucks, wie wir sie gebrauchen z. B. in der Redensart „Sohn der Kraft“, „Sohn der Unschuld“, um zu bezeichnen „der Kraftvolle“, „der Unschuldige“. Ein Kronos ist nirgends verehrt worden, er war Fiction der Dichter. Verehrt wurde nur ein Kronion, nämlich Zeus. Denn wie in der Zeit, jenem unendlichen, anfangs- und endlosen Etwas das Entstehen, Bestehen und Vergehen aller Dinge besagt ist, so ist auch die unendliche Gottheit der lebendige Urgrund alles Seins, und darum diejenige Person, welche diese Gottheit darstellt, Zeus der Kronion, der Zeitengott.

Es würde für unsern Zweck zu weit führen, wollten wir an allen Hauptgottheiten der beiden alten

Völker auch nur andeutungsweise durchführen, wie sie in ihrem Ursprunge einzig und allein Bezug haben auf die Natur. Darum sei hier nur noch Einzelnes herausgehoben. — Einer der Hauptträger des natürlichen Lebens, in dem die von der Gottheit ausgehende, belebende, nährende und erquickende Kraft in besonderer Weise verkörpert erscheint, ist die Sonne, deren täglicher Auf- und Niedergang das natürliche Leben aller Creaturen, sowohl der Pflanzen- wie der Thierwelt, regelt und bestimmt, besonders aber der Menschen Thätigkeit beherrscht, deren jährliches Vor- und Zurücktreten Sommer und Winter, Frost und Hitze, Samen und Ernte, Blüthe und Verdorren, man kann sagen Leben und Tod hervorbringt, zugleich Ursache ist von Gesundheit und Krankheit (besonders von endemischen Krankheiten). Zugleich sondert sie sich als Individuum in augenfälliger Weise von der Allgemeinheit des Universums aus, wodurch sie zur Personification vor allen geeignet ist, ja fast dazu aufzufordern scheint. Was Wunder, daß die Völker nach ihrem Abfalle von Jehovah fast alle ihr göttliche Ehre erwiefen? Bei den Griechen wurde als Sonnengott Helios oder Hyperion, d. i. der Obenherwandelnde, oder Apollo oder Phoebus, d. i. der rein Glänzende, verehrt. Seine späteren Functionen als die eines Gottes der Bogenschützenkunst, der Heilkunst, der Weissagung, der Musik fließen erst daraus her. Wie feurige Pfeile schießen die heißen Sonnenstrahlen in den Ländern des Südens Krankheit und Tod, besonders die schnell tödtenden Fieber auf die Menschen herab. (Vergl. Ps. 91, 5. 6.) Darum schrieb man dem Sonnengotte namentlich jeden plötzlichen Tod und besonders das massenweise Sterben in der Pestilenz, in der heißen Jahreszeit zu. So richteten in der Ilias Apoll und seine Schwester Artemis — hier ist wieder eine Trennung in männliches und weibliches Geschlecht — auf das griechische Lager ihre Pfeile, er, der Gott des Bogens, der „Silberbogener“ genannt von dem weißen Sonnenlichte, tödtet die Männer, die pfeilfrohe Artemis die Weiber. Andererseits wohnt der wärmenden Sonne auch eine heilende Kraft bei, so daß derselbe Gott, der die Krankheiten schickt, sie auch wieder nimmt; daher der Name Apollo d. i. der Abwender, der Abwehler, also Heiler. Die Krankheiten der Jahreszeiten aber waren bei den älteren Völkern fast die einzigen, so daß Apollo so recht der Gott über Leben und Tod, bei dem dorischen Stamme Hauptgott und fast so viel wie Gott überhaupt ist. — Die Sonne nun, „die alles Irdische bescheint“, bringt auch das Verborgenste an den Tag; die Richter, die Alles ermitteln sollen, heißen in Afrika Heliaisten von Helios. Darum ist Apoll der Allwissende, der Wahrsager, der Gott der Orakel, dessen Worte die weissagende Priesterin vernimmt und in begeisterter Rede, in Versen, dem Fragenden mittheilt. Poesie war aber ohne Musik den ältesten Griechen nicht denkbar; so ist Apollo schließlich auch Vertreter der Musik.

Sein weibliches Gegenbild, die andre Seite seines Wesens ist Diana oder Artemis, daher seine Schwester genannt, ursprünglich nichts als Mondgöttin; und weil in alten Zeiten dem Monde eine weit größere Einwirkung auf die Erde und die Menschen zuerkannt wurde als heutzutage, so ward sie als eine Licht bringende und Leben gebende Gottheit, für Menschen und Vieh angebetet, vorzüglich von jungen Müttern angerufen. Daß man sie später als Jägerin, als Schutzhöttin der Jagd verehrte, rührt daher, daß die Mondstrahlen dem kindlich poetischen Sinne Pfeile waren. Daß man aber die Jagd, wie jede andre ehrliche Thätigkeit, in den Dienst oder unter die Obhut der Gottheit stellte, das mag mit jenem richtigen Gefühle zusammenhängen, welchem unter anderm Paulus einen Ausdruck giebt mit den Worten: Ihr esset nun oder trinket, oder was ihr thut, so thut es alles zu Gottes Ehre. — Wie nun der eine Begriff „Gott“ in dem Namen und Wesen mehrerer Götter ausgedrückt ist, die alle nur entweder durch den Ort der Verehrung verschieden sind oder die verschiedenen „Offenbarungsformen“ der einen Gottheit bezeichnen, so ist auch dem Monde je nach den verschiedensten Rücksichten und Orten eine mannigfaltige Anbetung unter Namen wie Phöbe, Selene, Hecate, bei den Römern unter den Namen Diana, Luna, Noctiluca zu Theil geworden. — Nur im Vorbeigehen sei noch erwähnt, daß Ares, den wir gemeinlich bloß als Schlachtengott kennen, auch ursprünglich nichts als Sonnengott, daß Mars oder Quirinus [denn Beide sind eins] eigentlich ein Frühlingsgott ist, daß die Musen, die Beschützerinnen von Kunst und Wissenschaften, ihrer ersten Bedeutung nach Quellengottheiten waren, in denen die reinigende, nährende, befehlende und begeisternde Kraft des Wassers personificirt ist.

bleiben wir nun hierbei stehen und halten als Thatsache fest, daß die Gottesanbetung der beiden klassischen Völker ursprünglich ein Naturdienst gewesen ist, eine göttliche Verehrung der in und über der Natur waltenden Kräfte, so ist hierbei zweierlei auffallend: 1, die Thätigkeit einzelner Götter ist so umfangreich, daß für mehrere Gottheiten neben ihnen kein Platz bleibt, sie sich also in ihrer Bedeutung theilweise decken, daß, so zu sagen, mehrere ein und dasselbe Revier inne haben, wie wir oben bemerkten, indem wir in den Namen mehrerer nur die bloße Gottheit, oder, wie bei den vielen Erdgöttinnen, nur den einen Wirkungskreis vertreten sahen; 2, das Naturalistische in der Gottesanschauung schlägt sogleich in das Persönliche um, die bloßen „Kräfte“ werden zu bestimmten Wesen mit Geist und Leben.

Was nun den ersten Punkt anbetrifft, so dürfen wir den Alten gegenüber keine Rationalisten sein, dürfen in solchen Dingen, die mehr mit heiligem Schauer und geheimnißvoller Ahnung gefüllt, als verstandesmäßig aus einander gelegt sein wollen, nicht jene kalte Klarheit verlangen, mit welcher man die verschiedenen Räume eines Wohnhauses vertheilt. Von jener kindlich gläubigen Einfalt, mit welcher der Römer alten Schlags, der ländliche, ackerbautreibende Römer, seinen Jupiter und Janus verehrte, ohne darüber zu reflectiren, daß beide jeder für sich fast die ganze Gottheit darstellten, von jener Einfalt hatten Später, ein Varro, ein Cicero, keine Ahnung, wenn sie mit dogmatischer Verständigkeit die Volksreligion in ein System bringen wollten, wenn sie sich damit z. B. auf diese Weise abquälten, daß sie sagten: „Janus ist die Welt und Jupiter ist die Welt. Janus hat zwei Gesichter, d. i. Aufgang und Niedergang, oder vier Gesichter, d. i. die vier Weltgegenden. Jupiter ist der Gott, welcher die Macht über die Ursachen hat, aus denen etwas geschieht in der Welt. Janus, der Gott der Thüren und der Eingänge, beherrscht das Erste [prima], Jupiter das Höchste [summa], darum gilt Jupiter mit Recht für den König Aller. Denn das Erste wird überwunden von dem Höchsten, weil zwar das Erste der Zeit nach vorangeht, das Höchste aber an Würde darüber steht.“ Mit solchem dogmatisirenden Gebahren freilich muß man Schiffbruch leiden, und der ganze Unsinn der Naturreligion springt auf diese Weise in die Augen. Von jener alten Einfalt hatten aber auch unsre Kirchenväter, wie der heilige Augustinus, keinen Begriff, indem sie solche verständige Dogmatiker als wahre Vertreter der Volksreligion betrachteten, von ihr jene Verstandesmäßigkeit verlangten, sich ihr gegenüber also als Rationalisten geberdeten. Gerade daß der Volksreligion jene nüchterne Verständigkeit fehlte, ist ein Beweis, daß sie nichts Ausgeklügeltes ist, sondern auf einem tieferen, geheimnißvolleren Grunde ruht. — Ferner wollen wir nicht vergessen, daß die Benennungen der Götter sich nach den Landstrichen sondereten. In Brauron war Artemis, in Aegina Hera, in Athen Pallas Athene, in Cypren Aphrodite, in Delphi Apoll, in Theben Dionysos oder Bacchus u. s. f. in dem Grade Hauptgottheit, daß die andern Götter hinter dieser zurücktraten und daß man dort nur sagte: „der Gott“, oder „die Göttin“, und Jeder wußte, daß der Landesgott gemeint war.

Ueberhaupt waren viele Gottheiten, die wir aus verschiedenen Gegenden und verschiedenen Zeiten her kennen, nur in diesen einzelnen Gegenden und Zeiten gekannt; der gläubige Grieche verehrte vorzugsweise seinen Landesgott, und von der Masse Namen, die wir kennen, war den meisten nur der geringere Theil bekannt.

Was nun den zweiten Punkt anlangt, daß das Naturalistische immer sofort in das Persönliche umschlägt, so hat das seine gute und seine schlechte Seite. Seine gute — denn es ist ein Beweis von einem erhöhten religiösen Bewußtsein, von dem Bedürfnis nach einem moralischen Gotte, der das Gute liebt und belohnt, das Böse straft und haßt, der ein Herz hat für die menschlichen Angelegenheiten und der statt einer todtten Naturkraft als bewußter Regierer in dieselben eingreift. In dieser Beziehung ergiebt z. B. eine bloße Zusammenstellung der Beinamen des Zeus folgende Charakteristik: Zeus ist „der höchste und mächtigste, Alles vernehmende, allsehende, allweise Herrscher, der gnädigste und gerechteste Vater der Götter und Menschen, der Lenker und Offenbarer des Welt- und Menschengeschicks, der königliche Gebieter und Führer, durch dessen gnädige Obhut König und Volk, Staat und Freiheit, Stadt und Grenze, Straße, Markt und Gericht, sammt Krieg, Sieg und Wettkampf, aber auch Herd und Haus, Geschlecht, Verwandtschaft und Ehe, Friede, Fülle und Gastrecht, Geselligkeit und Gesittung, Leben und Tod gedeihen, Retter der Verfolgten, Hort der Bedrängten, Rächer und Reiniger von Blutschuld und Meineid.“ (Gerhard.) —

Jenes Personificiren hat aber auch seine schlimme Seite. Phantasie und Poesie bemächtigen sich der Gottesanschauung und schaffen lebendige, plastische Gestalten, übertragen auf sie menschliche Eigenschaften, Begierden, Schwächen, selbst grobe sittliche Vergehen. Dadurch wird die religiöse Vorstellung allerdings concreter und bestimmter, aber auch sinnlicher und gröber, das religiöse Gefühl leichter. Homer und Hesiod und überhaupt der ganze damalige poetische Zeitgeist waren für diese allmählich vor sich gehende Metamorphose von entscheidendem Einfluß. Das hat es zu bedeuten, wenn der Geschichtsschreiber Herodot sagt: Homer und Hesiod haben den Griechen ihre Götter gemacht — wogegen, wie er ebenfalls

berichtet, Griechenlands älteste Bewohner die Götter nicht bloß ohne Bilder, sondern auch ohne [besondere] Namen verehrt hatten. Seitdem also giebt es eine Mythologie d. h. heilige Sage. Für das Mythologisiren giebt Dionysos-Bakchos ein Beispiel. Er war in Theben Landesgott d. i., so zu sagen, einziger Gott. Er bedeutet, wie wir sahen, die aus der Erde hervorprossende, schwellende Naturkraft, daher Sohn der Erde oder Semele. Darum mußte die Semele nun gerade thebanische Prinzessin, Tochter des Erbauers von Theben, Kadmos, sein. — Hiernach ist die Mythologie freilich etwas ganz anderes als griechische Religion, durch die Mythen sind die religiösen Vorstellungen zwar poetischer gestaltet, aber auch verunreinigt und verdunkelt, und ist in religiöser Beziehung eine neue Periode der Erniedrigung (des „Abfalls“) heraufgeführt.

Aber die Grundlage in dem Bewußtsein des Volks im Großen und Ganzen ist die naturalistische Auffassung stets geblieben. Dies beweist 1, jener Ausspruch Herodots selbst; denn er bezeugt den gewaltigen Unterschied, den die Griechen zwischen dem wahren Wesen der Götter und den Göttern der Sage, mochte die letztere auch dem äußern Cultus manche eigenthümlichen Züge verleihen, machten; 2, die den Göttern angeichteten Sünden sind zu abscheulich, als daß sie hätten geglaubt werden können; 3, widersprechen sich manche Sagen und sind nach Zeit und Ort verschieden; 4, gab es fast in ganz Griechenland, besonders in Athen und Eleusis, seit einer etwa zur Zeit der Blüthe des griechischen Volkslebens sich vollziehenden Reaction, die sogenannten Mysterien, in anderer Form auch zu Rom gefeiert, die sich um eine reinere, von mythischem Beiſatz entkleidete Verehrung besonders derjenigen Götter drehten, die einen Bezug auf die Erde und den Ackerbau hatten; 5, erinnere ich an die oben angeführten Aussprüche jener Männer, die so sehr gegen die Dichter eiferten. —

Wie nun selbst in dem rohesten Verbrecher das Gewissen nicht ganz verwüſtet werden kann, so bricht bei den Alten durch ihren Naturalismus und Supranaturalismus oft genug das Gefühl hindurch, daß Einer es ist, der über Erde und Himmel waltet. Der Monotheismus ist das Völkergewissen, dessen Stimme, noch so sehr gedämpft, dennoch hier und da sich regt. Andererseits schlägt dieser Naturalismus, namentlich bei Denkern, z. B. den Stoikern, bei Varro, bei Cicero, in eine Art Pantheismus um, die Vorstellung von der Gottheit als Weltseele, als einer leben- und willenlosen, das All durchziehenden Kraft. Dies Schwanken nach beiden Seiten hin sehen wir recht bei den Römern. Es trat nämlich neben den wenigen Hauptgöttern des Himmels und der Erde eine große Schar dienender Mächte auf, deren Benennungen und Personifizierungen sehr genau auf alle kleinen Beziehungen im Leben der Natur und des Menschen eingehen. Zahlreiche Gottheiten sind z. B. bei der Vermählung und bei der Geburt der Kinder thätig, wieder sehr viele im ersten Lebensalter, z. B. die Potina und Educa, die das Kind, nachdem es entwöhnt worden, an Speise und Trank gewöhnen, die Cuba, die das Kind von der Wiege ins Bettchen legt, die Dissipago, welche ihm die Knochen fest und derbe macht, der Divus Statanus, der ihm das Stehen und Gehen beibringt, die Adeona und Abeona, Beschützerinnen der ersten Laufversuche mit Ab- und Zulauf, Farinus, Lehrer der ersten Sprachlaute, Locutius, der des deutlichen Sprechens, Fabulinus, der des zusammenhängenden Schwägens, Iterduca, welche das Kind auf dem Gange zur Schule, Domiduca, die es ins Haus zurückgeleitet, Mens, die in ihm einen verständigen Sinn erzeugt, Volumnus, der das Wollen wirrt, Paventia, die das kindliche Bangen und Schrecken vermittelt, Prästana, Göttin des Strebens, Valentia und Pollentia, Göttin der Kraft und der Stärke, Strenua, die der gefunden leiblichen Entwicklung, Numeria und Camena, die den Schulkindern das Rechnen und das Singen beibringen u. s. f. Unter denen, die dem Ackerbau vorstehen, walten folgende über die Saaten: So lange die Saat unter der Erde ist, Seja, ist sie gekeimt, Segetia, über die Knoten und Schüsse in den Halmen Robotus, über die kleinen Blätterhüllen Volutina, öffnen sie sich, so daß die Aehre hervorgeht, Patelana, wenn die Aehren auf dem Felde eine rauhe Fläche bilden, Hostilina, je nachdem das Getreide blüht, Milch bekommt, reif wird, Flora, Lacturnus, Matuta, wenn es in die Scheuern gebracht wird, Tutilina.

So war denn die Anzahl der Gottheiten, zu denen man je nach den tausendfältig verschiedenen Ereignissen und Thätigkeiten im Leben betete, unendlich. Vor die meisten Namen aber wurde Divus Pater oder Jupiter gesetzt, ein Beweis, daß alle diese hilfreichen Mächte nur als verschiedene Kraftäußerungen oder ausführende Organe des einen großen Gottes gedacht wurden, wie denn ein Berichterstatter von dreihundert solcher Jupiter weiß. Dies erinnert stark an die tausend mal tausend und die zehntausend mal zehntausend, die Jehovah Zebaoth zu den Ausrichtern seiner Befehle hat. Schon der Kirchenvater Tertullian verglich sie mit den biblischen Engeln, und Preller erinnert an die persönlichen Schutzengel, deren Wirken äußerst lieblich z. B. auf einem Grabsteine in Reinhardtsbrunn geschildert ist:

Ich will heut schlafen gehn,
Zwölf Engel sollen mit mir gehn,
Zween zu Häupten, Zween zur Seiten,
Zween zum Rücken, Zween, die mich decken,
Zween die mich wecken, Zween, die mich weisen
Zu dem himmlischen Paradiesen.

Ein anderes Kinderlied lautet:
Fünf Engel haben gesungen,
Fünf Engel kommen gesprungen,
Der erste bläst das Feuer an,
Der andre stellt das Pfännel dran,
Der dritte schütt das Süppchen rein,
Der vierte thut brav Zucker hinein u. s. f.

Ein anderes Beispiel für das Durchbrechen und das Bedürfniß monotheistischer Anschauungen ist in dem Glauben an das Schicksal gegeben. Dies aber ruht bei Zeus und wird von ihm bestimmt. Der Mythos drückt dies auf eine höchst sinnige Weise symbolisch aus. Wie nämlich die Propheten des alten Bundes den Inhalt ihrer Weissagungen oft symbolisch darstellen, wie wenn Jesaias ein Joch nimmt, Jeremias vom Zornbecher trinkt, Heseiel Jerusalem belagert, ähnlich wird, was bei sich Zeus bestimmt, durch eine Wage ausgedrückt. Die Kämpfer vor Troja haben ihr blutiges Werk bis zur höchsten Katastrophe fortgeführt, da erscheinen Achill und Hektor zum Entscheidungskampfe; nun greift Zeus zur Wage, zwei Loose legt er in die Wagschalen, Hektors Loos sinkt, Achills Loos steigt, Achill muß siegen, Hektor sterben. Hier hat das kindlich phantasiereiche Gemüth des Dichters das als äußere Handlung, als eine Frage an das Schicksal gefaßt, was er in Zeus' Seele vorgehen und zur Entscheidung bringen sieht. Denn Zeus ist der Abwägende, er ist das Schicksal selbst. —

Es ließen sich die Beispiele noch vermehren, aus denen hervorgeht, daß die letzten Nachklänge des Glaubens an den einen Gott, den Regierer der Welt, sich im Volksleben wie in der Seele der edelsten und besten Geister hier und da geregt haben. Jedoch sind das immer nur einzelne Stimmen. Im Ganzen war dem Griechen und Römer die Gottheit an die Natur gebunden, mag er sie sich als eine das All durchziehende unpersonliche Macht, oder mag er, da man von dem Naturganzen immer nur einzelne Seiten wahrnimmt, die Götter als verschiedene persönlich gewordene, in den Naturkörpern wirksame Kräfte gedacht haben. Aber auch diese Kräfte sind Geschöpfe des lebendigen Gottes, und so sehen wir denn hier wiederum bestätigt, was Paulus als das eigentliche Kennzeichen des Heidenthums hinstellt: Sie haben Gottes Wahrheit verwandelt in die Lügen, und haben geehrt und gebiet dem Geschöpfe mehr als dem Schöpfer, der da gelobet ist in Ewigkeit! — Welche Pein für den frommen Griechen oder Römer, daß, wenn er das Wesen der Gottheit ergriffen zu haben glaubte, es ihm wieder aus den Händen entwich und aus einem Naturkörper zur Kraft, aus der Kraft zur Person wurde und umgekehrt! Je frömmere ferner der antike Mensch, zu desto mehr Göttern mußte er beten, weil die verschiedensten Gelegenheiten im Leben dazu veranlaßten. Welche Angst nun für die Frömmsten, irgend einen Gott auszulassen! Daher die ängstlichen Formeln beim Gebete („ob Du nun ein Gott oder eine Göttin bist“, „dem unbekanntem Gott“), um die ausgelassenen Götter nicht zu verletzen. Je größer die Gewissenhaftigkeit, desto drückender die Verlegenheit und die innere Unruhe.

* * *

Haben wir nun in dem Gesagten den allgemeinen, ich möchte sagen dogmatischen Hintergrund für die Vorstellungen der Griechen und Römer von der Gottheit, so werden wir nunmehr fragen, wie sich dieselben in dem religiös-sittlichen Fühlen und Denken ausgedrückt haben. Die Worte, welche Lessing im Nathan die Recha von den Glaubenshelden der Christen sagen läßt:

Ihr Glaube
Schien freilich mir das Helbenmäßigste
An ihnen nie, doch so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt, —

wird kein gläubiger Christ in dem Sinne unterschreiben, als ob er damit die Gleichgültigkeit gegen christliche Gotteserkenntniß gegenüber der wahren Herzensfrömmigkeit gut heißen würde. Doch möchten jene Worte, auf die Griechen-Römer angewandt, richtiger sein. Die Vorstellung vom Wesen Gottes und die Frömmigkeit verhalten sich fast wie Theorie und Praxis, jene kann schlecht und diese relativ gut sein, wie bei uns die Rechtgläubigkeit noch nicht den rechten Glauben in sich schließt. Die Gotteserkenntniß

war bei jenen Völkern durch die Vorstellung von den Göttern als Naturkräften verbläut und durch dichterisch ausgeschmückte, menschenartige Züge verunziert. Trotzdem ist eine (relativ) wahre Frömmigkeit bei ihnen vorhanden gewesen.

Wir kommen hier zunächst auf die Legion der mit den Engeln zu vergleichenden Miniaturgottheiten zurück. Welches Gefühl liegt ihrer Anbetung zum Grunde? Ohne Zweifel doch dieses, daß jede, auch die kleinste und geringste Wohlthat, die uns widerfährt, ein göttliches Geschenk ist, daß in den täglich sich tausendfach wiederholenden Erfahrungen des Lebens keine so unbedeutend ist, daß sie nicht auf das unmittelbare Eingreifen eines Gottes zurückzuführen wäre, und daß der Mensch dafür nicht dankbar sein müßte. Das ist wahrhaft religiöses Gefühl und erinnert an Jacobi 1, 17: Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts. Es war den Alten ihr Zeus-Jupiter nicht das, was vielen Namenchristen ihr Gott ist, nur Regierer des Universums im Allgemeinen, ein jenseits der Wolken thronendes Wesen von unnahbarer Majestät, dem die menschlichen Dinge im Einzelnen viel zu kleinlich seien, als daß er sie eines persönlichen Interesses würdige. Er war ihnen mehr.

Für dies tief religiöse Gefühl der Alten sind die Beweise in solcher Fülle vorhanden, daß wir hier selbst darauf verzichten müssen, nur die am lautesten redenden Zeugnisse in einiger Vollständigkeit zusammenzustellen. Wie sehr das Bewußtsein, mit der Gottheit fort und fort in einem bestimmten Verhältnisse innerer Verbindung stehen zu müssen, das gesammte öffentliche und Privatleben der Griechen durchdrungen hat, ist neuerdings von Nägelsbach in einem herrlichen Buche („die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens bis auf Alexander“) dargestellt worden. Der Hellene weiß sich an die Gottheit „gefettet durch unlösliche Bande eines geistigen und natürlichen Bedürfnisses, und die Anerkennung dieser Abhängigkeit, der Ausdruck menschlicher Unterwürfigkeit und der Tribut der Huldigung, den man in der Gewißheit leistet, ihrer Gnade zu bedürfen,“ das ist jene überall durchzufühlende *εὐσέβεια* d. i. Frömmigkeit, „insofern sie hervortritt in Handlung und Wort d. i. im Opfer und im Gebet.“ Diese Frömmigkeit muß sich nach der Forderung der Alten zuerst bethätigen im Gehorsam gegen den Willen der Götter, wie ihn Träume und Orakel dem Menschen ins Bewußtsein bringen, sodann im Vertrauen auf ihre Gerechtigkeit und endlich in der Ergebung in das von ihnen verhängte Schicksal, sei diese Ergebung nun eine willige oder eine unwillige, eine Resignation, deren kalte Nothwendigkeit freilich oft genug behauptet wird. Von jenem gläubigen Vertrauen aber zeugt unter anderm eine noch bei uns gebräuchliche Redensart: „Das liegt im Schoße der Götter.“ Wenn wir damit sagen, daß der Erfolg oder die Wendung einer Sache ungewiß sei, und daß die Zukunft darüber entscheiden werde: so hatten diese Worte im Munde des Griechen einen tiefen Sinn, wie man dies aus einem in der Ilias geschilderten Vorgange erkennt. Dort erzählt der Dichter, wie die Griechen ihre Feinde hart bedrängen: Hector, der Hort der Trojaner verläßt die Feldschlacht und eilt zur Stadt, um die königlichen Frauen zu einer feierlichen Prozession zum Tempel der Athene unter Darbringung eines kostbaren Gewandes als Weihgeschenk aufzufordern; die würdigsten der Weiber ziehen mit dem schönsten Gewande zum Hause der Göttin, schluchzend halten sie die betenden Hände empor, das Gewand aber entnimmt ihnen die Priesterin und legt es auf die Knie des [nach der Weise der ältesten Idole] sitzenden Götterbildes unter Gebet und dem Gelübde eines großen Opfers. Und nun ist das Gebet gesprochen, das Gelübde gethan, die Gabe dargebracht, der Mensch hat das Seinige gethan, er kann nun getroßt an seine Tagesgeschäfte gehen; denn — es liegt im Schoße der Götter.

Noch bedeutender als bei den Griechen tritt uns bei den Römern jene Gottesfurcht entgegen, die sich zunächst ausspricht in der *castitas*, einer möglichst vollkommenen innern und äußeren Reinheit in allen Beziehungen des Menschen zur Gottheit, woraus die vielen Waschungen, Besprennungen und Räucherungen, wie sie nur das Volk Israel in seinem Cultus hat, ferner die periodischen Lustrationen, Reinigungen des Hauses, der Stadt, des Stadtgebietes, der Bürgerschaft, des Heeres, ja des Viehstandes entspringen. Wunderbar war die Leichtigkeit einer Versündigung gegen die Götter; denn durch den geringsten Verstoß beim Cultus fühlte man sich zur Wiederholung der heiligen Handlungen, ja zu einem Sühnopfer veranlaßt, um Entsündigung zu erhalten. Merkwürdig ferner jene vielen Gelübde, die wir ähnlich auch bei den Juden wieder finden, denen zu Grunde liegt ein tiefes Gefühl der Verpflichtung für alles Gute und alles Heil, welches man von den Göttern zu erlangen hofft. „Endlich die vielen Ahnungen, Träume, das ängstliche Aufmerken auf die *omina* d. i. bedeutungsvolle Begegnisse im Leben, wie irgend ein gehörtes mysteriöses Wort oder irgend ein gesehenes selteneres Thier oder anderes Ding, die *ostenta* und *portenta*, d. i. Zeichen der göttlichen Vorsehung, mochte ein solches Zeichen geschehen am Himmel oder auf Erden, z. B. ein Sternschuppen oder der Fall eines Meteorsteines, das blutartige Aussehen des Regenwassers, irgend eine Mißgeburt bei Menschen oder Vieh, irgend eine Abnormität im Bauche eines Opfertieres — dieses ängstliche Hinhorchen auf den göttlichen Willen ist zwar in Aberglauben ausgeartet, aber auch sicher-

lich ein Zeichen einer „tief innerlichen Furcht der Götter.“ (Preller, römische Mythologie, S. 117 f.) — Und was nun das Vertrauen in die göttliche Weltregierung betrifft, so müssen wir uns schämen vor den Römern. Ach, daß doch das Bewußtsein, nicht ein König mit Beamten und Kriegsheeren, sondern der lebendige Gott im Himmel ordne und regiere die Geschichte der Völker und Staaten und theile ihnen Glück und Leid, Herrlichkeit oder Schmach zu, bei uns in demselben Grade wach und lebendig wäre, wie bei den Römern das Gefühl lebendig war: Nur die Götter sind Mehrer des Reiches. Nicht sieggekrönte Imperatoren oder die Männer politischer Weisheit in Senat, Volksversammlung und Gericht, sondern die haben den römischen Staat berathen, welche die Verehrung der Götter im Herzen und im Leben des Volkes festigten, — das war der leitende Gedanke in M. Terentius Varro's großem Werke „Die römischen Alterthümer.“ Er sucht seine Zeitgenossen darüber zu belehren, welchen Göttern Numa Pompilius die Wohlfahrt des Reiches zur Bewachung übergeben. Nicht der Erbauer Roms, Romulus, sondern der Urheber der religiösen Verfassung, Numa, galt als der eigentliche Urheber des alten römischen Staates. Darum ist auch die Frömmigkeit gegen die Götter dem Römer selbst das Spezifisch-Römische. Unfre Vorfahren, sagt Sallust, waren die frömmsten aller Sterblichen. Und Cicero: Wollen wir uns mit den Auswärtigen vergleichen, so werden wir in den übrigen Dingen als gleich oder tiefer stehend erfunden werden, in der Religion d. i. im Cultus der Götter als bedeutend höher stehend. In der Rede de haruspicio responsis führt derselbe aus, wie gerade darin die große Weisheit der alten Römer bestanden habe, daß sie mit solcher Umsicht und Vielseitigkeit der Anordnung der religiösen Dinge sich hingegeben hätten, und fährt dann fort: „Wer ist so stumpfsinnig, daß er, wenn er das Dasein der Götter begriffen hat, nicht auch begreifen sollte, daß durch ihr Walten unsre große Herrschaft entstanden, gemehrt und bewahrt sei. Wögen wir so viel Eigenliebe besitzen, wie wir wollen, so haben wir doch weder durch unsre Volkszahl die Hispanier, noch durch Kraft die Gallier, noch durch Schlaueit die Punier, noch durch Kunst und Wissenschaften die Griechen, noch endlich durch vaterländischen Sinn die Italer und Latiner, sondern wir haben durch Frömmigkeit und Gottesfurcht und durch diese Weisheit ganz allein, zu begreifen, daß durch das Walten der unsterblichen Götter alles regiert und gelenkt werde, alle Völker und Nationen überwunden.“ — Wie nun die Frömmigkeit der bedeutendste Hebel des Staatslebens im Innern war, so glaubten die Römer nicht allein von ihren Göttern das, was wir von Jehovah wissen, daß Er Reiche und Herrschaften verleiht und sie giebt wem Er will, und daß Er nach Seiner Weisheit und zu Seinen Zwecken den Römern die Weltherrschaft gegeben — in diesem Sinne sagt Cicero: Durch der Götter Walten ist unsre große Herrschaft ins Leben gerufen, vermehrt und erhalten —, nein sie wissen auch, daß um ihrer Frömmigkeit willen solches geschehen. Derselbe Redner sagt: Nur durch derjenigen Männer militärische Commandos ist der Staat vergrößert worden, die sich den religiösen Verpflichtungen gefügt haben. Aehnliche Gedanken führt der große Camillus in längerer Rede an das Volk aus: Sehet hin, spricht er bei Livius, auf die glücklichen und auf die unglücklichen Ereignisse in allen diesen letzten Jahren, ihr werdet finden, daß alles gut ging, wenn wir den Göttern folgten, alles verkehrt, wenn wir sie verachteten... nur, weil wir während der Occupation Roms durch die Feinde alles lieber fahren lassen wollten als den Cultus der Götter vernachlässigen, nur darum haben sie uns Vaterland und Sieg und Waffenehre wieder gegeben und über die von Goldgier verblendeten Feinde Schrecken, Flucht und Tod verhängt. — Und als die gute, alte Zeit zu Ende und durch langjährige Bürgerkriege die politische Kraft gebrochen war und der sittliche Ruin überhand nahm, da ruft Horaz in einer erschütternden Ode seinen Landsleuten zu:

Du hüßt vergebens, Römer, der Vorzeit Schuld,
Wo du die Gotteshäuser nicht wieder baust,
Die morschen Tempel, ihre Bilder
Nicht von dem schmachvollen Rauch befreiest.

Nur dadurch, daß vor den Göttern du Demuth zeigst,
Nur dadurch herrscht du, das ist das A und O,
Verschmäht, ach! sandten viele Leiden
Ueber das trauernde Land die Götter.

Was bedarf es hier noch der Zeugnisse der Kirchenväter, eines Tertullian, eines Augustin, welche beide mehrfach bereitwilligst den Römern zugestehen, nicht allein daß Gott der Herr ihnen die Weltherrschaft gegeben, sondern auch wegen ihrer sittlichen Kraftfülle gegeben, und daß diese Kraft aus dem in ihrer Weise frommen Sinne hervorgegangen? —

Aber die antike Frömmigkeit geht weiter. Es war nicht bloß jene allgemeine Gottesfurcht und Pietät, wie sie sich in niederem oder höherem Grade bei allen Völkern findet; es ist bei den Alten auch eine Seite des religiösen Lebens vertreten gewesen, die nur im Christenthume zu voller Klarheit und zum vollen Verständniß gekommen ist, ja den Grundgedanken desselben ausmacht, es ist das Bewußtsein von der Sünde, von der Versöhnungs-Bedürftigkeit und der Nothwendigkeit einer Erlösung, aber mit dem schmerzlichen Mangel, daß sie von der Gewißheit oder auch nur von der Möglichkeit solcher Erlösung nicht überzeugt waren.*)

„Von allem, was da fleucht und freucht auf Erden, ist der Mensch das Bejammernswerteste“ — von diesem Verse Homers an klingt durch die antike Welt jener Ton eines tiefen Elendes hindurch, das „wie ein geheimer Wurm“ am Herzen des natürlichen Menschen nagt. Daß dies Unglück und die Anzahl der Leiden Folge der Verschuldung des Menschen sei, das spricht sich unter anderem in der Sage vom goldnen Zeitalter aus, welche bei verschiedenen der alten Schriftsteller (Hesiod, Arat, Virgil, Ovid) zu lesen ist und allgemein bekannt war. Das war den Alten jene vor den Anfängen der Geschichte liegende Zeit, in der man mit den Göttern umging, kindlich einfach lebte, ohne Krieg und weltlich Regiment, wo Treue und Glauben herrschte, Handel und Schifffahrt unbekannt war, wo man bei ewigem Frühlinge sich nährte von den Früchten des Feldes und selbst der Thiere Blut zu vergießen sich schente, welche Glückseligkeit verloren ging durch Verschlechterung der Menschen, die in drei Stufen, dem silbernen, ehernen und eisernen Zeitalter bis zu einer allgemein verbreiteten Bosheit sich vollzog, so daß eine Vertilgung der sündigen Menschheit durch eine Sündfluth nothwendig wurde. Jenes goldne Zeitalter war den Alten das verlorne Paradies, die Sehnsucht nach ihm mit dem Schmerze über den Verlust ist fort und fort in ihnen rege geblieben. — Stellt sich in dieser Sage ein Zusammenhang der Griechen und Römer mit der Urheimath dar, ein Nachklang von dem, was dort nach 1 Mos. 2 und 3 geschehen, so läßt die Sage vom Prometheus einen ähnlichen Zusammenhang ahnen. Unter Prometheus ist vielleicht neueren Forschungen zufolge der erste Mensch zu verstehen. Dieser Titanensohn, seinem Namen nach ein Mann der Kunst und Klugheit, der den Vater Zeus beim Opfer sogar betrog, stiehlt ihm das Feuer, das Mittel bildnerischer Kunst, und bringt es den Menschen. Auch in der Bibel ist der Hochmuth mit seiner lockenden Stimme: „Ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist“, also Wissens- und Klugheitsdübel die Quelle der Sünde. Derselbe Hochmuth kehrt wieder in der Sage von den Giganten (bei Späteren wird dies von den Titanen erzählt), welche Berg auf Berg thürmend den Himmel erstürmen, gerade wie man in Babel spricht: Wohlauf, lassjet uns eine Stadt und einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen.

Ist nun in diesen Sagen freilich eine Entstellung und Verkleidung, aber immerhin eine Ahnung über den wahren Ursprung der Sünde gegeben, welche zuerst in einer Empörung gegen und einem Abfalle von Gott zur Erscheinung kommt, so war die Idee, daß die Sünde der Widerspruch gegen das in uns liegende Sittengesetz sei, die herrschende. Dieses „ungeschriebene Gesetz“ des Gewissens stammt von der Gottheit. Sophokles, welcher am reinsten das Bild des sittlich-religiösen Griechen wieder spiegelt, ruft aus: O, daß es mir doch beschieden wäre, in mir zu tragen wohlumzaunte Reinheit in Wort und jeglicher That, worüber Gesetze vorliegen, erhabene, im himmlischen Aether erzeugte, deren Vater ist der Olympos allein, und nicht der Sterblichen Natur hat sie geboren, kein Vergessen wird je sie einschläfern, ein großer Gott offenbart sich in ihnen, der altert nie.“ — Aber der menschliche Wille ist unfrei und gebunden, das Schlechte zu thun im Widerspruche gegen das innere Sittengesetz. „Ich thue nicht, was ich will, sondern das ich hasse, das thue ich.“ „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht.“ Diese von Paulus ergreifend dargelegte Gebundenheit menschlicher Willenskraft fühlten die Alten sehr wohl. „Es zieht mich, spricht Ovid, wider Willen eine fremde Macht, Anderes rath mir die Lust, Anderes mein besseres Erkenntniß, ich sehe gas Gute und gebe ihm Beifall, dem Schlechten gehe ich nach.“

Doch nicht um eine vereinzelte Uebertretung des Sittengesetzes handelt es sich in der Religion, nicht um eine sündige That, sondern der ganze Zustand des Menschen ist ein verderbter nach Leib und Seele. Auch das war dem Alterthume bekannt, ich rede nicht allein von hervorragenden Geistern, wie Plato, welcher die menschliche Seele nennt „voll von Verderbniß“, oder „strobend von Zügellosigkeit und Schändlichkeit“, oder wie Ovid in seinem bekannten: „Nititur in vetitum semper cupimusque negata b. i. Wir streben unaufhörlich nach dem Verbotenen und begehren, was wir nicht dürfen“ — nein, im ganzen Volke lag, klar oder dunkel, das Bewußtsein einer allgemeinen Schuld, des Bedürfnisses und der Nothwendigkeit

*) Vergleiche zu dem folgenden Rahe, über das Bewußtsein der Sünde und Erlösungsbedürftigkeit bei den Griechen und Römern, Düsseldorf, 1844.

einer Entfündigung, wie solches in der unendlichen Menge von Opfern und Reinigungen am besten ausgesprochen ist. Auch daß die Sünde ein allen Menschen gemeinsames Uebel sei, erkannte man. Sophokles spricht: Allen Menschen ist gemein das Sündigen. (Antig. v. 1010). Simonides: Da ist keiner ohne Tadel und ohne Schäden (Stob. flor. p. 506). Daß nichts auf Erden unberührt vom Bösen geblieben ist, lag schon in einem alten Mythos ausgedrückt: Als das eiserne Zeitalter die Bosheit und das Verbrechen allgemein gemacht, verlassen die Götter die Erde, nur Asträa, die Göttin der Gerechtigkeit, will nicht weichen. Doch findet sie endlich gar keinen Raum mehr auf der Erde, bis auch sie die von Blut triefende Erde schiebt. — Ferner gilt den Alten die Sünde nicht für etwas zufällig den Menschen Anklebendes, sie gehört unzertrennlich zu des Menschen angeborener Natur. „Alle insgesammt, sagt Thucydides, sind geboren, sowohl für sich als im Allgemeinen zu sündigen, und es giebt kein Mittel, das davor schützt.“ Also ein Muß ist die Sünde, eine durch die Natur uns mitgetheilte Nothwendigkeit. Epiktet sagt: „Das Sündigen liegt ganz und gar in der Natur“, und Sopater: „Die Sünde ist mit den Menschen zusammen geboren“; Horaz: „Frei von Sünden wird Keiner geboren, und der ist am besten, Den die geringste Verschuldung drückt. (Dem gegenüber sprach eine rationalistische Zeit: Ein jeder Mensch wird gut geboren, das Böse schleicht sich später ein.) Und an einer andern Stelle:

Die Zeit der Väter, schlechter als die zuvor,
Gebar uns sündiger, und wir, ach!
Werden noch schlechtere Kinder zeugen.

Das ist ja fast so klar wie das Wort: „Das Lichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf“, oder wie Davids Klage: „Siehe, ich bin aus sündlichem Samen gezeugt, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen.“ Was wollen sie nun sagen, unsre heutigen Optimisten, die noch nicht die Erbsünde zugeben? Glauben sie nicht den klar ausgesprochenen Zeugnissen der heiligen Schrift, so mögen sie doch glauben jenen Zeugnissen der Heiden, die un schwer sich hier in beträchtlicher Zahl zusammenstellen ließen. Und doch hatten die Alten nicht einmal den Spiegel des göttlichen Gesetzes vor Augen, sie kannten nur das mehr oder minder verdunkelte Licht und die so leicht zu erstickende Stimme des Gewissens; die haben sie nicht gedämpft, sondern in ihren Stimmenführern laut und deutlich reden lassen.

Die Art, wie die Sünde sich äußert, ist natürlich verschieden. Am häufigsten begegnen wir der Idee, daß sie sich zeige in einer Ueberschreitung des bescheidenen Maßes, in einer Selbstüberhebung. Die Alten waren seine Kenner des menschlichen Herzens, sie wußten genau, daß es durchaus unfähig ist, große Glücksgüter demüthig zu ertragen. Wir verstehen, was Christus meinte, als er den reichen Jüngling traurig scheiden ließ mit dem gewaltigen Worte: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme. Den Alten aber, nach ihrer unklaren, durch menschenartige Vorstellungen getrübbten Gotteserkenntniß, verdrohte sich jene richtige Idee häufig zu einer abergläubischen, sie nannten dies den Neid der Götter. Wen die Götter stürzen wollen, dem schicken sie, meinte man, große Güter, nur um ihn hernach desto sicherer zu verderben. Beispiele giebt uns Herodot in des Erösus und Polykrates Geschichte, durch welche letztere Schiller in seinem „Ring des Polykrates“ jene Idee seinen Landsleuten zugänglich gemacht und in die Worte zusammengebrängt hat:

Wir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens unvermischte Freude
Ward keinem Sterblichen zu Theil.

Bei manchem edlen Denker, dem ja die Vaterliebe Jehovahs nicht offenbart war, z. B. bei Tacitus steigert sich dieser Gedanke zu der trostlosen Ansicht, non esse curae deis securitatem nostram, esse ulationem, nicht unser Wohl, nein, unsre Strafe liege den Göttern am Herzen. — Andererseits wird in dem Neide*) der Götter ein Grenzwächter über das den Menschen verliehene Maß und Gleichgewicht des Glückes mit dem Unglücke, endlich gar eine sittliche Macht erblickt, die die Rache für Hochmuth, Ueberhebung und Frevel übernimmt. Der religiös denkende Theil des Volks, darunter Herodot selbst, wußte, daß nur in der bei großem Glücke stets unvermeidbaren Selbstüberhebung, also in einer Schuld des Menschen der Anlaß zum Einschreiten der göttlichen Strafgerichte liege, durch welche das rechte Gleichgewicht wieder hergestellt

*) Vergleiche Eichhoff, über einige religiös-sittliche Vorstellungen des klassischen Alterthums etc., Duisburg 1846.

werde. Der herodotische Ausspruch: „Die Gottheit ist neidisch“, findet seine Erklärung in dem ebenfalls herodotischen Sage: „Der Gott leidet nicht, daß Jemand sich hoch dünke als er selbst.“ Es hängt hiermit zusammen der Glaube an die Ate, die von der Gottheit gesandte Verblendung des Sinnes. Der Mensch nämlich wird durch die Sünde unfrei, je mehr einzelne Sünden er begeht, desto mehr an Freiheit büßt er ein, desto größer das Muß zu sündigen. Das ist der Sünde größte Strafe. Darum betet David im Bußpsalm: Nimm deinen heiligen Geist nicht von mir; er fürchtet ja, daß die Folge seiner sündigen That dies Aufhören der Wirksamkeit des heiligen Geistes in ihm sein, daß er sklavischer dem sündigen Hange folgen werde. In der Bibel wird dies Strafgericht Gottes, der wegen fortgesetzter Sünde verhängte Zwang zu sündigen, meistens mit dem Worte „Verstockung“ bezeichnet, wie es denn von Pharao heißt, daß Gott ihn verstockt habe. Ähnlich muß Jesaja im göttlichen Auftrage den Juden predigen, sie sollen hören und sollen's nicht verstehen; ähnlich redet der Heiland in Gleichnissen, das Volk soll hören und soll's nicht verstehen; denn es ist bereits eine Predigt zum Gerichte (vergl. 1 Sam. 2, 25. 28, wo es von Eli's Söhnen heißt: Sie gehorchten ihres Vaters Stimme nicht; denn der Herr war willens, sie zu tödten). — Dieselbe Idee zieht sich, wenn auch in unreinerem Gewande, durch die ganze griechisch-römische Welt hindurch, von Homer bis auf einen ihrer letzten Vertreter, Vellejus Paterculus. Die Ate ist also jene von den Göttern verhängte Störung des Bewußtseins, jene Verblendung und Bethörung, mit der man in das Unheil hineinrennt. Bei Homer sendet sie Zeus sammt den Schicksalsgöttinnen, den Mōren und den Erinnyen, sie heißt aber Zeus' Tochter, z. B. Il. 19, 85 flg., wo Agamemnon, nachdem er sich mit Achill versöhnt hat, von seiner jenem zugefügten Unbill folgendermaßen redet:

Oft schon haben mir dieses der Griechen Söhne gerüget
Und mich bitter gestraft; doch trag ich dessen die Schuld nicht,
Zeus und die Mōra vielmehr und die Nachtunholdin Erinnyß,
Die in der Volksversammlung mir sendeten arge Verblendung
Jenes Tags, da ich nahm sein Ehrengeschenk dem Achilleus.
Aber was konnt' ich thun? die Göttin wirkt ja zu Allem,
Zeus' ehrwürdige Tochter, Ate, die Alle bethöret,
Unheilvoll, zartfüßig ist sie, denn nicht auf dem Boden
Wandelt sie, sondern sie schreitet einher auf den Häuptern der Männer,
Reizend die Menschen zum Fehl und wenigstens einen verstrickt sie.

Unzählig sind die Stellen bei den Alten, die von dieser Sinnenbethörung durch die Gottheit reden. Besonders bringen die römischen Geschichtsschreiber Beispiele für diese Vorstellung bei, namentlich wenn sie nationale Unglücksfälle, wie z. B. die Niederlage in den caudiniischen Pässen, berichten. Dort ist, sagt Livius, nicht nach menschlichem Rathe gehandelt, — die unsterblichen Götter haben eure und die feindlichen Führer des Sinnes beraubt. Und vom Tode Julius Cäsars heißt es: Eine unbezwingbare Gewalt des Schicksals verdarb ihm seine kluge Ueberlegung (Vellej. Paterc.) Es ist ein Gericht, wie bei Aeschylus Elektra betet:

Zeus, Zeus, der grabempor spät du
Strafend Gericht der Ate
Der allfrevelnden, frechen Hand schickst.

Bei Aristophanes redet ein solch Bethörter jene strafenden göttlichen Mächte an:

Warum denn habt ihr das mir damals nicht gesagt,
Vielmehr mich alten, dummen Mann noch mehr bethört?
und jene antworten: So thun wir jedesmal, wenn Einen wir
Nach schlechten Dingen eifrig streben sehn,
Bis daß ins Unglück tief wir ihn hinabgestürzt,
Damit er lerne, was die Götter fürchten heißt.

Die Sünde selbst also ist die Strafe für die Sünde. Das spricht auch sehr schön Cicero (har. resp. 18) aus, der bei der Schilderung eines wilden Demagogen, welcher in Raserei dahinfährt und getrieben wird von einem Verbrechen zum andern, also zu ihm redet: „Welch eine Strafe Seitens der unsterblichen Götter kann für den Menschen größer sein als diese wahnsinnige Verblendung? Wenn du deine Wahn-

sinnbrufe in den Volksversammlungen ausstößt, wenn du Häuser von Mitbürgern demolirst, wenn du mit Steinwürfen gutgeminte Männer von der Gerichtsstätte treibst, wenn du brennende Fackeln auf Nachbarhäuser schleuderst, wenn du heilige Tempel in Brand steckst, wenn du Sklaven zum Aufruhr reizest, wenn du heilige Handlungen störst, , wenn du der Sauflust und Unzucht hingegeben bist und Leute um das Ihre bringst, — dann eben leidest du deine Strafe, die Strafe, die allein auf der Menschen Verbrechen von den unsterblichen Göttern gesetzt ist." —

Haben nun aber die Alten auch wirklich Sehnsucht gehabt nach Versöhnung, Sehnsucht, loszukommen aus dem Sündeneisend? Diese Frage scheint nach dem Bisherigen eben so überflüssig, wie die, ob ein Hungernder sich sehne nach Speise. Diese, schmerzliche Sehnsucht läßt sich vernehmen z. B. in diesem (aus Euripides entnommenen) Gebete: „Dir, dem Herrscher über alles, bring ich diese Spende, magst du nun Zeus oder lieber Hades heißen wollen. O nimm mein Opfer gnädig auf . . . , denn du führst das Scepter über die Himmelschen, und über die Todten geht deine Herrschaft. O gib doch Licht der Seele denen, die da wissen möchten um der Menschen großes Leid, woher es gekommen, welches der Uebel Wurzel ist, und welchem unter den seligen Göttern ein Opfer gebührt, daß man eine Erlösung finde.“ — Jene Sehnsucht beweist vor allem die Anzahl der mehr erwähnten Reinigungen und Opfer, welche letztere den größten Theil ihres Gottesdienstes ausmachten, und über die wir, ehe wir von dem Cultus überhaupt reden, hier einiges vorwegnehmen wollen. Man kannte den ganzen Ernst eines Opfers und wußte, um was es sich handle. Ohne Blut keine Sündenvergebung, das stand auch den Alten fest; eben so das, was im Alten Testament ausgesprochen ist: Jede Seele, die da sündigt, soll sterben. Davon zeugen die Menschenopfer, die in alten Zeiten überall stattgefunden, obwohl sie später abgeschafft und meistens durch stellvertretende Gebräuche ersetzt wurden. Wir erinnern hier an die Opferung Iphigeniens in Aulis als Sühnopfer für einen Frevel des Vaters. Häufig findet sich die Idee: Ein Unheil wird als Strafe „Alle treffen, wenn es nicht gewendet wird durch den Tod einer Person, eine Seele wird gegeben für Viele.“ So müssen die Temesaner in Bruttium für die Steinigung eines Gefährten des Odysseus auf Befehl des delphischen Gottes jährlich die schönste Jungfrau des Landes opfern. In Trilalaria wurde zur Sühne des entweihten Tempels ein jährliches Menschenopfer der schönsten Knaben und Mädchen gebracht. Zur Sühne für einen getödteten Dionysospriester wurde jährlich ein Knabe geopfert, für ihn aber später eine Ziege substituirt, — anderer Beispiele zu geschweigen. In Rom wurden noch in späterer Zeit alljährlich Strohpudden von der Tiberbrücke geworfen als Ersatz für ein Menschenopfer. Nach der Schlacht bei Cannä soll ein Mensch geopfert sein, wie Themistokles vor der Schlacht bei Salamis drei vornehme Perser der Gottheit darbrachte. Selbst in der Kaiserzeit mußte ein verurtheilter Verbrecher den Altar des Jupiter mit seinem Blute benehen. So hing man die sogenannten oscilla an die Bäume, kleine Figuren und Masken, um zu erinnern an die geopfert Menschen, deren Köpfe vor Alters an die Bäume des Hains gehängt wurden.

Aber alles dies, auch die geschlachteten Opferrhiere waren nur Bilder einer ersehnten Versöhnung mit Gott. Daß eine Versöhnung wirklich geschehen, davon waren sie in keinem einzigen Falle überzeugt. Vom einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, von dem Lamme Gottes, das aller Welt Sünde trägt, ahnten sie schlechterdings nichts. Waren sie denn gewiß, daß es unmöglich ist, daß Ochsen- und Bocksblood Sünden wegnehme, so wurde das Schuldbewußtsein zu einem Zustande trostloser Verzweiflung. Daher die vielen Selbstmorde. „Nicht bloß fluchbeladene Verbrecher, sondern gerade die Weisesten und Besten meinten nicht selten, ihres Lebens Heil und Rettung nur noch in der unnatürlichen Vernichtung desselben zu finden.“ Die Philosophie konnte nicht ihren Jüngern, geschweige denn dem Volke einen Halt geben, ja sie weckte sogar die Sehnsucht nach dem Tode als dem Befreier von allen Uebeln. Plato vergleicht die menschliche Seele dem Meerogotte Glaukos, auf dessen Körper sich alle Unreinigkeit des Meeres, Muscheln, Seetang, Steine, absetze; im Tode erst werde sie alles Schmutzes entkleidet. Durch sein Buch über die Unsterblichkeit der Seele ward Klaombrotus verleitet, sich ins Meer zu stürzen, und ward Cato in dem Vorsatze bestärkt, der Unerträglichkeit des irdischen Daseins durch Selbstmord aus dem Wege zu geben. Auch durch Hegesias' Lehre: „Das Leben nützt durchaus niemanden“, wurden viele seiner Zuhörer verleitet, sich das Leben zu nehmen. Seneca sagt sogar: „Das ist das Einzige, worüber wir uns beim Leben nicht beklagen können: es hält niemanden.“ Welche Sehnsucht nach dem Tode liegt in des Theognis Worten:

Nimmer geboren zu sein, daß wäre den Menschen das Beste,
Und niemals das Licht leuchtender Sonne zu schaun,
Ist man aber geboren, so früh wie möglich zu sterben
Und im Grabe zu ruhn, hoch mit der Erd überdeckt.

Aber auch vom Leben nach dem Tode eröffnet sich dem Bewußtsein des griechischen Volkes kein heiteres Bild. Ein Anklang an den „Wurm, der nicht stirbt“, liegt in der Sage von Lityos. Odysseus wird bei seinem Aufenthalte im Todtenreiche von Agamemnon, der längst schon der Schatten einer ist, mit den Worten angeredet:

Nicht mir rede vom Tod' ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.

Also keine feste Hoffnung im Leben, keine im Tode — das war das Gefühl der alten Welt, wenn sie sich auf sich selbst besann. Daß wir einen Hohenpriester haben, der eine ewige Erlösung erfunden, das unterscheidet uns von den Alten: daß Abraham sich freuen durfte, „daß er den Tag des Herrn sehen sollte“, und Hiob sprechen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“ — das unterscheidet die Juden von ihnen.

So hat sich denn das liebliche Antlitz des heitern Griechenvolkes, wie es der Natur und Kunst und unschuldigem Sinnengenuss hingegeben war, in unsrer Hand plötzlich verzerrt in eine tragische Maske, auf der Angst und Verzweiflung zu lesen? — Es war bei den Griechen nicht viel anders, als es noch heute ist. So wenig heute eine allgemeine Sündenerkenntniß, so wenig, ja noch weniger damals. Wenn ein Tourist ein Land durchreist, so schildert er nur die bunten Trachten der Völker, ihre muntern Spiele, ihre Volksfeste, Sitten, Gesetze u., aber die tausend Thränen, die im Stillen fließen, zählt er nicht. Würde ihm plötzlich die Decke vom Auge genommen, so würde er Zuschauer sein der großen Tragödie, die jeder Einzelne bei sich im Verborgnen durchzuspielen hat, würde lauschen des Volkes größten, aber ernstesten Gedanken. Nun auch wir haben, während man von der antiken Welt gewöhnlich nur die nach außen gekehrte Seite bemerkt, nämlich das Streben, am öffentlichen Leben Theil zu nehmen und im Dienste des Vaterlands edlen Ruhm zu finden, übrigens die Schönheit des Lebens zu genießen, wir haben, sag' ich, einmal das Griechenvolk, das heitere, in seinen ernstesten Gedanken d. i. seinen größten Schriftstellern belauscht. Was Wunder, daß sich in denselben das allgemeine menschliche Weh so vernehmbar dort aussprach, wo die Sonne von Nazareth noch nicht die Nacht erhellt, den freissenden Schmerz noch nicht zu milder Wehmuth verklärt hatte?

* * *

Nun noch wenige, dem Zwecke dieser Darstellung gemäß abgerissene Bemerkungen über den Cultus. Hier begegnen wir überall festen, vom Staate vorgeschriebenen Satzungen, die, unabhängig vom Glauben des Einzelnen, das geschichtlich nachweisbarste Element der antiken Religion ausmachen. Bei Varro, der die letztere, die res divinae, in drei Theile, in die mythisch-poetische, die naturalistisch-philosophische, die staattlich-populäre Theologie eingetheilt, fällt der Cultus, der lediglich Sache des Staats ist, unter die letztere. Es ist nach der Meinung der Alten das wichtigste Stück, wie denn Sokrates seine Vertheidigung (bei Plato, mehr noch bei Xenophon) vor allem darauf gründet, daß er seinen religiösen Verpflichtungen d. h. den vom Staate festgestellten Ordnungen über Opfer und Gebet jeder Zeit pünktlich nachgekommen. — Nun kann (und soll) bei uns Christen niemand die stark rieselnde Ader „Subjectivismus“ gänzlich unterbinden, aber es ist ein Resultat christlicher Erfahrung, daß die Religiosität, die nicht in der Kirche ruht, und daß der Christ, dessen Glauben und sittliches Thun nicht in diesem Objecte wurzelt, ohne feste Grundlage schwankt und wankt. Diese objective Ordnung war bei den Juden das Gesetz, bei den Heiden der Cultus. Wie nun irgend ein Cultusgebrauch bei den Juden etwas bedeutete, so wird er auch bei den Heiden etwas bedeuten haben; lag z. B. dem Postulat einer Versöhnung (wie sie sich im Cultus symbolisirte) bei den Juden ein reales Verhältniß zu Gott zum Grunde, so lag demselben auch bei den Heiden ein reales Verhältniß zu Gott zum Grunde. Dabei darf nicht geleugnet werden, daß zwischen Bild und Wirklichkeit dort noch ein der ganzen Art nach anderes Verhältniß obwaltete, wo der Herr selbst die Erziehung der Menschen in die Hand genommen hatte. — Freilich hatte die Richtung auf den Gottesdienst seine traurige Kehrseite. War bei den Juden schon viel äußeres Werk, so war dies noch viel mehr bei den Griechen und Römern. Die große Menge ihrer religiösen Gebräuche hat schon Tertullian mit der Unzahl von Satzungen und Geboten bei Mose verglichen. „Wenn wir, spricht er, des Numa Pompilius

abergläubige Verordnungen aufschlagen, wenn wir der Priester Verrichtungen, ihren Schmuck, ihre Privilegien, wenn wir die Opferdienste und die bei Opfern gebrauchten Werkzeuge und Gefäße und die Wunderlichkeiten in Sühnmitteln und Gelübden betrachten, müssen wir dann nicht offen gestehen, daß der Teufel die peinliche Aengstlichkeit des jüdischen Gesetzes nachgeahmt hat?" —

Diese peinliche Aengstlichkeit ist für den Urbegriff des Wortes Religion maßgebend. Während bei uns sämtliche Geistesthätigkeiten, Denken, Fühlen, Wollen, Glauben, Vertrauen, Lieben, Hoffen und außerdem noch die Bethätigung des Glaubens im Gottesdienst und sittlichen Lebenswandel in diesem Worte zur Geltung kommen, heißt den Römern religio nur: Die volle Gewissenhaftigkeit in gottesdienstlichen Uebungen; ein religiöser Mensch in ihrem Sinne ist „nur der gesetzlich fromme, welcher sich streng an die vom Staate vorgeschriebenen Normen des Götterglaubens und des Cultus hält und darin weder zu viel noch zu wenig thut“ — freilich eine ziemlich pharisäische Art der Gesetzlichkeit. — Derselbe gesetzliche Charakter zeigt sich bei den Griechen. Wenn die Spartaner den Athenern vor dem Vollmond keine Hülfe nach Marathon brachten, geschah dies nicht aus Eifersucht oder Mangel an Patriotismus, sondern in Folge jener pharisäischen Gesetzesstrenge, nach welcher der Mensch um des Sabbath's willen gemacht zu sein schien. Es hatte sich nach der immerhin menschenartigen Vorstellung von den Göttern früh die Sage gebildet, daß sich Götter und Menschen zu Sisyon über den Cultus verständigt hätten. (Vergl. Nägelsbach, nachhom. Theol. S. 193 flg.) Hierin liegt der Gedanke: Kraft jenes Rechts schulden die Menschen den Cultus vertragsmäßig — auch vielleicht eine bloße Verkümmern dessen, was die Bundesschließung am Sinai besagt; der griechische Mensch „hat das Seinige gethan, wenn er den Cultus darbringt in dem Bewußtsein, daß er ihn schulde. Wenn derselbe auch nicht die freie Bethätigung dankbar liebender Gesinnung ist, genügt er, um darzutun, daß der Mensch seiner Abhängigkeit von den Göttern, seiner Schuldigkeit gegen sie sich bewußt ist, daß er sie nicht vergessen oder vernachlässigt hat.“

Die Hauptbestandtheile des Cultus sind Opfer und Gebet. Wir haben schon davon geredet, daß auch die Griechen beim Opfer den Gedanken hatten, „in ihm bringe der Mensch statt seines eignen Lebens eine stellvertretende Seele, eine anima vicaria ein *επιτιμιον*, dar.“ Diese tiefere Auffassung ging jedoch später mehr und mehr verloren und fand namentlich nicht bei den gewöhnlichen Thieropfern statt. Hier ist ein Anknüpfen an die Dankopfer der Hebräer, im Unterschiede von den Sündopfern die einzigen, bei denen der größte Theil des Fleisches zu einer Opferrahlzeit verwandt, der Opfernbe als Tischgenosß zugezogen wurde — Jehovah als Gastgeber speiste den Opfernenden als seinen Haus- und Tischgenossen. Die Griechen behielten das Beste vom Opfertier für sich zurück, fanden die Götter aber mit den Knochen ab, die sie dann mit der fetten Nezhaut umwickelten und diese Bündel dann symbolisch mit einzelnen Fleisch- und Fettstücken belegten. In dieser zweiten Art von Opfern (gegenüber jenen stellvertretenden Sühnopfern) dachten sie sich „eine harmlose Besenkung der Götter . . .“, an welche sich dann stets im Gebet die naive Bitte einer Gegengabe knüpfte“ (vergl. Nägelsbach a. a. D.). Daher die Namen der Opfer *Χαίρες, δόξα, τιμὴ, γέλα* — Gaben, Geschenke, Ehrenerweisungen. — Kein Opfer findet Statt ohne Gebet, das Opfertier muß ohne Fehl und Makel sein, das Opfern selbst geschehen in der Art, daß der Gottheit in jeder Hinsicht ihr Recht geschieht und alles Mißfällige fern gehalten wird, d. h. mit jener berühmten Cultustreue, die ein Hauptstück der *εὐσεβεία* ist, also von genau dazu bestimmten Personen, (manche Priesterthümer, mehr noch einzelne priesterliche Functionen waren erblich), an bestimmten Tagen (ja Stunden) und Orten, streng nach dem Gesetze des Staats und dem Brauch der Vorfahren, mit Weibrauch, Opferruchen u. dergl.; ferner so, daß es nicht ankommt auf die Kostbarkeit der Opfergabe, sondern auf das rechtzeitige Gedenden an die Götter, besonders aber auf die dankbare Gesinnung, welche sich ausspricht im Darbringen der Erstlinge des Kornfelds, des Weinbergs u. ; weiterhin mit der größten physischen und moralischen Reinheit der Opferhandlung, also ja nicht mit ungewaschenen Händen, wogegen moralische Reinheit gesichert wird durch sorgfältiges Fernhalten aller Opferbestandtheile, an denen etwa Sünde kleben könnte, z. B. der Gerstenfrucht eines frevelhaft erworbenen Grundstücks, ferner durch das *ἐσθρῆναι* d. i. Heiligung der Lippen durch andächtiges Schweigen, durch strengen Ausschluß aller Beslecten und Frevler, bevor sie gereinigt sind, z. B. der Mörder, der Ehebrecher u. —

Die meisten der erwähnten Eigenthümlichkeiten finden sich bei den Römern wieder. Auch hier alles bestimmt und vorgeschrieben, so die Gutzgefäße, Schalen, Töpfe, auch hier Thieropfer, aber noch mehr unblutige, d. i. Spenden an Wein, Opferruchen (wie Speis- und Trankopfer bei den Hebräern), besonders die *mola salsa*, geschrotetes Korn mit Salz vermischt („bitter Salsen“), auch hier die Fernhaltung schlechter Worte durch Anwendung von Flötenmusik, damit dieselben nicht einmal gehört werden, weil schon das Anhören verunreinigt, daher auch hier die peinlichste Reinlichkeit durch Waschungen, Besprengungen und Räucherungen, die Makellosigkeit des zu opfernenden Gegenstandes, „die strenge Feierlichkeit in der Anwen-

dung der einmal hergebrachten und consecrirten Formel des Gebets oder frommen Gebrauchs, der von der Gottheit bereits genehmigt, also geheiligt erschien“, daher die kleinste Abweichung eine Verübung war und die Opferhandlung ungültig machte, so z. B. eine falsche Bewegung der Hand beim Gussopfer, eine plötzliche Stockung der Tanzbewegung oder der begleitenden Flöte, die Anwendung der linken Hand statt der rechten. Ferner war der Gebrauch des Eisens bei allen heiligen Handlungen streng ausgeschlossen, auch der Leib der Priester durfte nicht mit Eisen berührt werden, sie durften keinen Todten ansehen. — Wie viele Züge sind hier, welche an die im Pentateuch verzeichneten, von Gott selbst durch Mose eingezeichneten Verordnungen erinnern, die alle ihre tiefe Bedeutung hatten. Auch bei den Juden feste, erbliche Priesterordnungen, äußerste Tadellosigkeit der Priester, bis ins Kleinste gehende Vorschriften über heilige Orte und Zeiten, Weihrauch, Wein, Oel, Salz, Opferung der Erstlinge, große Reinheit, Leichtigkeit einer Verunreinigung (durch Todte und was an Todte oder an Trauer erinnert), Waschungen, Tadellosigkeit des Opfertiers, feste Gebetsformeln, deren Nothwendigkeit noch in der christlichen Kirche durch das Bestehen der Liturgie anerkannt wird; ferner bei den Juden die genauen Angaben über Gefäße, die Fernhaltung von Eisen und noch vieles Andere. Als Sinnbild der Ausflüsse der Gnade Gottes in Jerusalem hatten die Juden die Sitte des Wassers schöpfens aus der Quelle Siloah („Heilsbrunnen“) und des Ausgießens im Tempel. So mußten zu Rom die Vestalinnen Wasser schöpfen aus der Tiber und aufs Capitol tragen in Gefäßen, die unten rund waren, damit jene nicht verleitet wurden, sie unterwegs auf unheiligem Boden niederzusetzen. Hier wie dort Anwendung von Instrumenten, Symbeln, Posaunen, Flöten, hier wie dort detaillirte Vorschriften über Priesterkleidung*), das Verbrennen von Fett, den Gebrauch des Feuers auf dem Altare u. dergl. Wenn nun in äußeren Dingen so viel Uebereinstimmung zwischen Juden und Griechen-Römern bestand, warum sollen wir denn nicht auf eine gewisse Ähnlichkeit derjenigen Gedanken in ältester, vorgeschichtlicher, unverderbter Zeit schließen, denen jene äußeren Dinge zu Bildern dienten? Sind doch in der politischen Geschichte oft unbedeutende Namen, kleinliche Ceremonien bei politischen Handlungen der einzige Rest aus der Urzeit und für den Forscher die einzige Handhabe zu einem Schlusse über Urzustände, wie sollten denn nicht religiöse Ceremonien dieselbe Bedeutung für die Vermuthung über die religiösen Ideen haben, welche ihnen ehemals zu Grunde lagen? Daß bei den Juden wie bei den beiden classischen Völkern auch Krankheiten, eben so sämtliche Regungen, Aeußerungen und Bethätigungen des animalischen Lebens religiösen Bestimmungen unterliegen, daß Verbrechen, wie der Todtschlag, nicht bloß unter die Civilgerichtsbarkeit, sondern unter Cultusgesetze fallen (daher auf Orten, wo der Thäter unbekannt ist oder geweiht hat, vorläufig der Fluch liegt und der Sühne bedarf), das ist ein Beweis einer großartigen Anschauung des Lebens als eines gottgeweihten. Wir sind frei von dieser Einrahmung des täglichen Lebens in vorgeschriebene gottesdienstliche Ordnungen. Das ist einerseits ein großer Mangel, andererseits als Beweis eines Lebens im Geiste, nicht im Buchstaben des Gesetzes, ein noch größerer Vorzug. Es muß aber mit dem Christen dahin kommen, daß er sämtliche Lebensregungen mit Freiheit unter ein religiöses Gesetz stellt. In dieser Hinsicht ist das jüdische und im weiteren Sinne des Wortes das griechisch-römische religiöse Leben typisch für uns.

Bei den Juden hatte das Nationalheiligthum, die Stützhütte d. i. Zelt der Zusammenkunft (nämlich Gottes mit seinem Volke), die Bedeutung eines Symbols für das Wohnen Gottes bei den Seinen und seine ihnen stets gegenwärtige Gnade, — daher der Gnadenstuhl über der Bundeslade im Allerheiligsten, der Thron Jehovahs; im Vorhofe aber um den Brandopferaltar, wo die täglichen Opfer gebracht werden, versammelt sich das sündige Volk. Ein Nachklang auch davon bei den Griechen und Römern. Auch hier hat jeder Staat seine Centralcultusstätte, so Rom seine Regia, Athen seinen Parthenon, die Jonier in Kleinasien ihr Panionium. Auch hier ist der Tempel nicht die ursprüngliche Opferstätte, sondern *naos* (Tempel im besondern Sinne) war im Hintergrunde die für das Volk unbefreible Stelle, wo die Gottheit als gegenwärtig gedacht wurde, die, wenn auch nicht als ihr ständiger Wohnort, doch als ihr zeitweiliger Aufenthaltort galt. Ursprünglich kannte man auch keine Götterbilder weder in Griechenland noch in Rom, in Rom nicht 170 Jahre lang nach der Erbauung der Stadt. Erst später gab es Bilder, auch diese für nichts weniger als die Gottheit selbst angesehen, sondern nur als Zeichen und Sinnbild ihrer Nähe. Die Ueberdachung dieses Raumes im Hintergrunde bildete ehemals den Tempel, die Opferstätte für das Volk war der Altar im Pronaos, dem „Vortempel.“ — Was nun die Bilder anbelangt, so wissen wir ja wohl, daß Aron und Jerobeam keine Fettschambeter waren, indem sie goldne Kälber machten, sondern ihrem Volke nur eine sinnliche Unterlage für die in der Natur wirksame Kraft Jehovahs geben wollten,

*) Vergl. die Beschreibung des Amtes, der Kleidung u. des Flamen Dialis bei Becker-Marquardt IV, 271 mit dem, was über die Priester im Pentateuch, besonders über ihre Kleidung Gen. 28 gesagt ist.

wie sehr sie damit auch gegen das erste Gebot: „Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen“ sündigten und das Volk vorbereiteten und in Gefahr brachten, fremde Götter zu verehren Gerade um so viel, wie diese Aebetung sündiger war als die bildlose Verehrung Jehovahs, um so viel tiefer stand auch der heidnische Cultus mit Bildern als der ehemalige bildlose. Die Einführung der Bilder für den Cultus ist ganz genau, was die Entstehung der Mythologie ist für den Gottesbegriff. Bildende Kunst und Poesie haben hier gleichmäßig eine neue Stufe der Erniedrigung des Gottesbewußtseins herbeigeführt, während in culturgeschichtlicher Beziehung ihr wohlthätiger Einfluß nicht zu leugnen ist. Varro seufzt darüber, indem die, welche zuerst den Völkern Götterbilder gegeben, ihren Mitbürgern die Furcht genommen und dafür den Irrthum gegeben hätten. Wir begehen hier gewöhnlich denselben Fehler, von dem ich oben rückfichtlich der menschenartigen Götter der Mythologie redete. Wir halten nämlich die in unsern Statuensammlungen aufbewahrten Götterbilder für maßgebend und denken nicht daran, daß diese aus der aller spätesten griechischen oder aus jener späten Römerzeit herrühren, die bereits völlig entrömert war; in diesen Götterbildern ist sinnlicher Reiz, Vorwiegen des Menschlichen, des Wohlgefälligen, ja, die Götter erscheinen in ihnen nur als edle Menschen, während in der alten Zeit das Götterbild starren, erstem Ausdruck, einfach, ohne Schmuck, von einer gewissen schauerlichen Majestät gewesen war und eben nur als Symbol für die Nähe und das Meer erschütterte; statt daß später in ihnen ein selbständiger Kunstwerth erstrebt wurde. Gerade auf der Grenze stand der berühmte Jupiter des Phidias; er hatte noch jenen schauerlich-erhabenen Ausdruck und ließ den Beschauer noch den Ernst fühlen, welchen sein oberster Gott offenbarte, wenn er ihn sich dachte, wie er durch das Zusammenziehen seiner Augenbrauen den ganzen Olymp und die Erde und das Meer erschütterte; zugleich kündigte dies Bild, an Schönheit kaum jemals wieder erreicht, eine neue Epoche an, indem es von wahrhaft künstlerischem Werthe, für die Späteren Normen abgab. —

Sehen wir in der Vorstellung von der Gottheit und auch in dem Cultus mit Bildern eine traurige Verirrung des religiösen Glaubens, so werden die Alten uns wieder lieber durch das große Gewicht, das sie auf's Gebet legten. Vielleicht in nichts könnten wir mehr von ihnen lernen. Kein einziger, irgendwie wichtiger Act wurde unternommen ohne Gebet, kein Opfer schien wirksam ohne Gebet, eben so wenig irgend eine Beobachtung des göttlichen Willens; groß und gewaltig der Glaube an die Erhörbarkeit des Gebets. Ueber die bereits erwähnte peinliche Gewissenhaftigkeit mögen hier nur Plinius Worte (Prellex, römische Mythologie S. 122) stehen: „Die Götter sind von den höchsten Magistratspersonen immer mit bestimmten herkömmlichen Worten beschworen worden, und damit ja kein Wort des Textes ausgelassen oder nicht in der rechten Folge gesprochen werde, liest eine dazu angestellte Person die Formel nach dem vorgeschriebenen Texte vor, während eine andre zur Controle dabei steht, eine dritte vor beiden steht, um jedes störende Wort zu verbieten, und endlich der Flötenbläser dazu bläst, damit ja nichts Störendes gehört werde: da berühmte Beispiele vorliegen, daß entweder ein Fluch geschadet hat oder das Gebet durch eine falsche Wendung seines Ziels verfehlt.“ — „Dieser Opfer- und Gebetsdienst, zu welchem als drittes Hauptelement des religiösen Lebens die Mantik tritt (d. i. die Befragung der Götter um ihre Zustimmung zu irgend einer Handlung) durchdringt alle Verhältnisse des griechischen Volks in merkwürdiger Ausdehnung. Keine religiöse Lehre steht für das öffentliche und häusliche Leben fester, als daß Alles mit der Gottheit d. i. mit Gebet und Opfer begonnen werden müsse“ (Nägelsbach V. 1, 16, womit auch das Folgende zu vergleichen). Bei Xenophon beginnt Ischomachus den Unterricht seiner jungen Gattin in der Haushaltungskunst nicht eher, als nachdem er geopfert und gebetet hat, daß ihm seine Lehre, ihr das Lernen zum Heil gereichen möge. Staatsmänner fragen in Dodona und Delphi, den berühmtesten Orakeln, erst an, ob die von ihnen vorgeschlagenen Maßregeln dem Staate nützlich seien. Das attische Bürgerthum beruht wesentlich auf einer Theilnahme an öffentlichen religiösen Handlungen und einem Anrechte auf die ererbten Begräbnisse; ohne diesen Nachweis ist das attische Bürgerrecht nicht gültig. Wer aus irgend einem Grunde vom Cultus des Staats ausgeschlossen ist, darf auch nicht in der Stadt wohnen, wie nach dem mosaischem Gesetze die Unreinen außerhalb des Lagers („von ferne“ Luc. 17, 12) wohnen mußten. — Die Ausübung des politischen Lebens ist von Gottesdiensten durchzogen. Selbst im Rathhause ist ein Heiligthum des Zeus-Berathers und der Athene-Beratherin, und beim Eintreten beten die Rathsherrn an. Dieselben leisten nicht minder als die Richter einen Eid. In den Volksversammlungen wird zuerst ein Reinigungsopfer gebracht, dasselbe durch die ganze Versammlung herumgetragen, zunächst spricht der Herold das herkömmliche Gebet und fordert den Vorsitzenden auf, zuerst seine Stimme abzugeben, „bei der Vorväter Altare.“ Bei dem Eingangsgebete wird die Verwünschung ausgesprochen, daß, sollte Jemand durch Geschenke erkaufte reden oder abstimmen, derselbe dem göttlichen Zorne verfallt. Uebrigens wurde nicht bloß für den Staat, sondern auch für die Verfassung geopfert und gebetet. Beamte treten ihre Verwaltung mit Gebet und

Opfer an. Kein politischer Vertrag ohne dasselbe; daher solche Verträge in den Tempeln niedergeschrieben und aufgehängt wurden. — Selbst bei privatrechtlichen Handlungen religiöse Weihe. Bei Adoptionen mußte der Adoptirende vor den Familien- und Geschlechtsmitgliedern auf ein dargebrachtes Opfer das echte Bürgerthum des gewählten Adoptivsohnes beschwören; so „schwören erwählte Schiedsrichter am Altare der Aphrodite einen Eid, zum Besten der beiden Parteien sprechen zu wollen, und diese selbst versprechen einander eidlich, von nun an Freunde zu sein in Worten und Werken; solche Versöhnungen geschehen im Tempel. Selbst Dechargen in Geldsachen werden im Tempel vollzogen.“ Eben so wichtig sind die religiösen Formen bei der Kriegsführung. Auch hier nichts ohne die Götter. „Jede kriegerische Unternehmung, von geringer oder großer Bedeutung, jede Ueberschreitung der eigenen Grenze, jeder Einmarsch in Feindesland, jeder Flußübergang, der Bau einer Schutzmauer und insbesondere jede Schlacht wurde durch Mantik, Gebet und Opfer vorbereitet und geweiht. Vornehmlich aber durchdrang der Opfer- und Gebetsdienst das häusliche Leben in einer für uns kaum glaublichen Ausdehnung. Schon Hesiod schreibt tägliche Morgen- und Abendopfer vor. Der Páan oder das Loblied nach dem Essen ist stehende Sitte. Die Hochzeit erhält alle mögliche religiöse Weihe, bei welcher sogar eine Art von Trauung durch eine Demeter-Priesterin Statt findet, nicht minder die Geburt eines Kindes, der Beginn der Mündigkeit (Ephēbie), die glückliche Rückkehr von einer Reise oder sonstige Rettung aus Gefahr.“ „Das griechische Haus war ein Tempel der verschiedensten Stamm-, Sippen-, Geschlechter-, Familien-, Standes- und Berufs-götter, die in kleinen Bildern aus Terra cotta oder Bronze verehrt wurden, der Hausvater aber der Priester dieses Tempels und der Hausgemeinde, der den ganzen Gottesdienst leitete. Nimmt man nun hierzu den durch das ganze Jahr sich erstreckenden Festcyclus der Festversammlungen, Prozessionen, feierlichen Aufzüge, ferner die Heiligung gewisser Monatsstage zu Gunsten gewisser Götter, und erwägt man endlich, daß alle edleren Lustbarkeiten des Volks, die Chöre, die Schauspiele, die Wettkämpfe an die Religion anknüpften, so daß es eine rein profane Festfreude eigentlich gar nicht gab, so wird man gesehen müssen, daß die Religion in Griechenland mit all ihren theoretischen Schwankungen und Widersprüchen doch praktisch eine Macht war, deren Umfang und Wirksamkeit man sich kaum groß genug vorstellen kann.“

Alles aber, was hier von den Griechen mitgetheilt ist, gilt auch von den Römern, und zwar nach dem ernstern, strengern Charakter dieses Volkes in einem weit größeren Umfange. Wie man wohl behauptet hat, die römische Geschichte sei nicht zu verstehen ohne juristische Kenntnisse, so wird man eine noch größere Seite der Wahrheit treffen, wenn man sagt: Die römische Geschichte ist nicht zu verstehen ohne religiösen Sinn und Kenntniß religiöser Dinge. Die Geschichte eines Volkes ist wie die Geschichte des einzelnen Menschen. Wie es bei dessen Entwicklung ganz besonders auf die Seele ankommt, so auch bei den Römern auf die Religion und den Cultus als die Seele des Staats. Wie reich, wie sicher, wie folgerichtig dort die Verfassungsentwicklung! und doch fehlt zu den tausendfachen Erscheinungen auf diesem Gebiete vollständig der Schlüssel, wenn man sich auf den Standpunkt der Verwaltung weltlicher Macht beschränkt. Cultus und Staatsdienst gingen hier so ineinander ein und auf, daß man zweifeln möchte, ob der ganze Cultus Institut des Staats oder ob das ganze Staatsleben nur Erscheinungsform des Cultus gewesen. Alle Priester waren unmittelbare Staatsbeamte, alle obersten Staatsbeamten aber auch Priester, insofern sie manche priesterliche Thätigkeiten ausübten. Ehemals war der König Oberpriester gewesen, und als die Königswürde abgeschafft war, da befiel man durch alle Zeiten, wie in Athen einen *βουλεύς*, so in Rom einen *rex sacrorum* (Opferkönig). Derselbe war lebenslänglich, weder zu tödten noch zu entsetzen. Die obersten religiösen Handlungen also, welche die Könige ehemals vollzogen hatten, schienen zu groß und heilig, um sie mit auf gewählte Consuln übergehen zu lassen, obwohl auch diese genug Staatsopfer und Gebete verrichteten. Staatseinrichtungen waren Kinder des Cultus, was von vielen noch nachweisbar ist, so von den Tribus, von den Curien, die ursprünglich nichts als Kirchspiele waren, wie die *regia*, die Königsburg, die Centralopferstätte war, ferner von dem Asyl, von dem Cril, von den Sodaliäten d. i. Verbrüderungen, die später fast nur politische Clubs, ehemals aber nur religiöse Corporationen waren, in sich durch Freundschaft in Noth und Tod verbunden, ja sogar der römische Kalender trug durchweg das Gepräge der Staatsreligion. So war auch die Kriegserklärung ein religiöser Act, besonders aber die Eheschließung eine feierliche religiöse Handlung. — Ueber dem Gebete, welches, wie bei den Griechen, das gesammte Leben durchzog (finden sich doch selbst bei Horaz mehrere Gebete), trat bei den Römern besonders das *augurium* hervor d. i. jene Befragung der Götter, ob eine vorgenommene Handlung ihnen etwa unangenehm sei, was, wie man glaubte, sich aussprach durch gewisse Zeichen, besonders in dem Fluge und der Stimme gewisser Vögel, also bei jeder Volks- und Senatsversammlung, beim Ausmarsch zum Kriege, bei der Wahl und Einweihung von Magistratspersonen, bei der Einweihung heiliger Orte.

Ich brauche hier nicht zu sagen, was dies Alles ins Christliche übersetzt heißen würde und wie sehr

es, trotz der ungeheuren Verdrehungen des Gottesbegriffs, in der Praxis übereinkäme mit christlich-frommem Wandel; brauche auch nicht die Parallele zu ziehen zwischen Staats- und Kirchengeschichte in christlicher Zeit; nicht auszuführen, daß, wenn die Gottesanbetung im Geist und in der Wahrheit, deren wir Christen uns rühmen, so sehr unser gesamtes öffentliches und Privatleben durchdränge, wie der Cultus es that bei den Griechen und Römern, daß dann geradezu das Ideal christlichen Volkslebens verwirklicht wäre; ich brauche endlich kaum zu erwähnen, daß die gegebene Schilderung griechisch-römischer Zustände nur auf die Zeit der kräftigsten nationalen Blüthe paßt, aus welcher die edelsten Früchte in Politik, Schriftstellerei und Kunst hervorgingen. Als stärkster Beweis aber dafür, daß die Gottesverehrung die antike Staatsentwicklung vollständig beherrschte, ist das hinzuzufügen: Als die alte Frömmigkeit geschwunden war, die Götter weniger verehrt, religiöse Handlungen entweder vernachlässigt oder rein in den Dienst des Staats gestellt und zu einem politischen Mittel benutzt wurden, da begann die Auflösung der alten Staaten, da offenbarte sich ein gräßlicher Verfall auf allen Gebieten inneren und äußeren Lebens.

Wir wären hiermit nunmehr zu einer neuen Frage gelangt, welche Kraft nämlich Glaube und Cultus auf das sittliche Handeln der Alten ausgeübt habe. Wir müssen vor dieser Frage stehen bleiben, da sie über unsre Aufgabe hinausgeht. Um aber die Antwort kurz anzudeuten, so würde dieselbe zwei Hauptseiten bieten, 1) die Anerkennung und den Nachweis, daß, wenn alle herrlichen und großen Erfindungen im Völkerleben, wie die edelsten und erhabensten Producte menschlichen Schaffens, in der bildenden Kunst, der Musik, der Poesie, in dem Wirken für das Vaterland, auf religiöse Motive zurückzuführen sind, ganz besonders bei den Griechen und Römern dieselben auf religiösen Ideen als ihrem Grunde beruhen; 2) die traurige und doch für uns erfreuliche Wahrnehmung, daß, wie fein und edel auch der Griechen Naturanlage, wie gebildet und vergeistigt ihr Fühlen und Denken, wie gewaltig und erhaben die alte Römertugend gewesen, daß alles dem wahren, dem dreieinigen Gotte abgekehrte Leben keine Heiligung erzeugt, sondern den moralischen Tod in sich trägt. — Es fehlte der antiken Sittlichkeit, der σοφροσύνη, eine s, das Motiv der Liebe. Sie ist aber mehr als andre Güter eine Gabe Gottes. Von ihren Naturgöttern konnten die Alten sie nicht erbitten noch erhalten. Wo der einzige Born der wahren Liebe fehlte, da mußte jene große Lieblosigkeit eintreten gegen die Ehefrau — das Band zwischen den Gatten bildeten nur die Rücksicht auf die Kinder und die Ansprüche auf das Vermögen der Frau —, ferner gegen Feinde, Sklaven, Ausländische, die ja unter ganz andern Landesgöttern standen und dem Griechen-Römer gegenüber nicht um Gottes willen Anspruch auf Liebe und Achtung. Der unendliche Werth einer Menschenseele war nicht gekannt. Es fehlte ferner das Bewußtsein des Fundamentalunterschiedes zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen Natur und Gottheit, zwischen Fleisch und Geist — der Blick auf antike Städte (wie sie z. B. auf Münzen dargestellt sind) zeigt so viele wagrechte Linien, keine Thurmspitze weist von den Tempeln gen Himmel, ein Symbol, wie sich dort Alles an die Erde klammerte —; es fehlte mithin aller Zwiespalt zwischen Fleisch und Geist, alle Austreibung der alten, sündigen Natur, daher die ganze Bildung nur eine Harmonie der natürlichen Kräfte, daher aber auch die Entfesselung aller Naturtriebe, die Entheiligung aller Geschlechtsverhältnisse, daher die derartig ungehinderte Herrschaft gewisser Laster, daß einer unsrer größten Kenner des Alterthums ausruft: „Da möchte man lieber von einem für unser sittliches Gefühl so grauenhaften Bilde das Auge ganz abwenden und zur Ehre der Menschheit an der Möglichkeit so verwerflichen Treibens zweifeln.“

Wie nun beim Volke Israel in der langen Bildungsperiode vom Sinai an durch den großen Abfall hindurch, unter Esra und Nehemia und bis auf Johannes den Täufer hinab sich neben der zunehmenden Glaubensschwäche und Entleerung der Gottesdienste vom Geist und von der Wahrheit zugleich der Mangel an Befriedigung, die Prophetie auf Christus, die Sehnsucht nach Erlösung mit entwickelte: so wuchs auch bei den Griechen und Römern zugleich mit der sittlichen Entartung mehr und mehr das Gefühl der Unzufriedenheit mit den Nationalgöttern, der Unzulänglichkeit ihres Cultus. Es sei hier nur noch erinnert an die heiße Begier, mit welcher sie jeden sich darbietenden fremden Cultus aufnahmen, besonders wenn er Entfündigung zu versprechen schien; an die allmählich nach Rom gewanderten Dienste der Isis und des Serapis aus Aegypten, der Bellona und des Atthis aus Phrygien, der verschiedenen syrischen und punischen Sonnengötter, des persischen Mithras u. A.; an den Uebertritt so vieler späteren Römer zum Judenthume; an die wunderbare Weihe der Taurobolien und Kriobolien, bei denen der Einzuweihende als armer Sünder mit einem ärmlichen Gewande bedeckt und in eine Grube gesteckt, darüber durchlöcherter Bretter gelegt, auf diese Bedeckung der Opfertier geführt und mit heiligem Opfermesser in der Brust durchbohrt wurde, so daß das aus der Wunde hervorströmende Blut sich noch als warmes Lebensblut durch die Löcher auf den unten Stehenden ergoß, welcher davon durchnäßt und durchdrungen wurde, den man nach dieser Bluttaufe hervorholte und als „Wiedergeborenen“ begrüßte. Es sei endlich erinnert an

die noch wunderbareren prophetischen Stimmen, die das allgemeine Harren der Völker um die Zeit der Geburt Christi bekunden; an die seltsamen sibyllinischen Sprüche, an die Erwartung, daß zu Augustus' Zeit das damalige Weltalter ablaufen und eine bessere Zeit beginnen werde, wie denn Virgil spricht von der Rückkehr des goldenen Zeitalters, von der Wiederkehr der Göttin der Gerechtigkeit Asträa, von einer neuen Erzeugung der Menschheit durch unmittelbares göttliches Wunder; wie Sueton redet von der allgemeinen Erwartung eines neuen Königs vom Orient her, so daß, wie Tacitus es ausdrückt, der Orient kräftig werden und von Judäa aus ein neues Weltreich werde gegründet werden. —

Unter den Gleichnissen im Neuen Testamente ist das vom ungerechten Haushalter eines der merkwürdigsten. Haushalter sind alle Völker, insofern sie mit dem anvertrauten Pfunde zu wuchern, nach dem Maße der ihnen durch Natur und Gewissen gewordenen Offenbarung Gott zu suchen haben. Die Griechen und Römer waren ungerichte Haushalter, und doch, auf die Gewissenhaftigkeit in ihrer Gottesverehrung hingesehen, klug und unverdrossen. Ist nun jener Mann vom Herrn gelobt und uns zum Muster hingestellt, — wozu werden uns die Griechen und Römer dienen?

